Erzieher des Preußischen Heeres






# Clausewitz

von Generalleutnant z. D.
v. Caemmerer





# Geleitwort.

Die Tätigkeit der hervorragenden Erzieher des Heeres für die heutige Generation wirklich fruchtbar zu gestalten, ist das Ziel dieser Sammlung. Sie gründet sich auf die Überzeugung, daß der Erfolg des Heeres, bei aller selbstverständlichen Bedeutung der technischen Schulung, in erster Linie von dem bei der Truppe und den Unterführern herrschenden Geiste und den intellektuellen und moralischen Faktoren abhängt, und daß dieser Geist durch die großen Persönlichkeiten an der Spitze des Heeres gebildet wird.

Die vorliegenden knappen, Volkstümlichkeit anstrebenden, jedoch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einzeldarstellungen wollen die charakteristischen Züge des Wesens und Wirkens jener bedeutenden Männer zeichnen, soweit es für die Entwicklung des Heeres von erzieherischer Bedeutung gewesen ist.

Indem die Lebensskizzen die Bedeutung der Persönlichkeiten für ihre Zeit historisch begründen und daran anknüpfend erkennen lassen, was wir noch heute unmittelbar von ihnen lernen können, streben sie eine vorwiegend ethische Wirkung an: daraus ergibt sich, daß nur die Führer für uns in Betracht kommen, die als sittlich höchststehende Menschen den Idealtypus des preußischen Offiziers entwickelt haben.

Und so behandelt die in zwölf Bänden abgeschlossene Sammlung folgende Männer:

1. Der Große Kurfürst.
2. König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold von Anhalt-Dessau.
3. König Friedrich der Große.

4. York.
5. Scharnhorst.
6. Gneisenau.
7. Klausewitz.
8. Boyen.
9. Prinz Friedrich Karl von Preußen.
10./11. Kaiser Wilhelm der Große und Roon.
12. Moltke.

Daß diese Sammlung dem Geiste Moltkes entspricht, dürfen wir aus dessen eigenen Worten in der Rede im Reichstage vom 16. Februar 1874 schließen.

„Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. — Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand hat unsere Schlachten gewonnen."

Hat der große Stratege hierbei auch nicht bestimmte Personen in Auge gehabt, so wissen wir doch, daß der Geist des allgemeinen Erziehers, des Militärstandes, das Werk der Männer ist, deren Wirken in diesen Bänden zu schildern unternommen wurde.

Charlottenburg, Sommer 1905.

v. Pelet-Narbonne
Generalleutnant z. D.



# Erzieher des Preußischen Heeres

Hrsg: Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne

8. Band

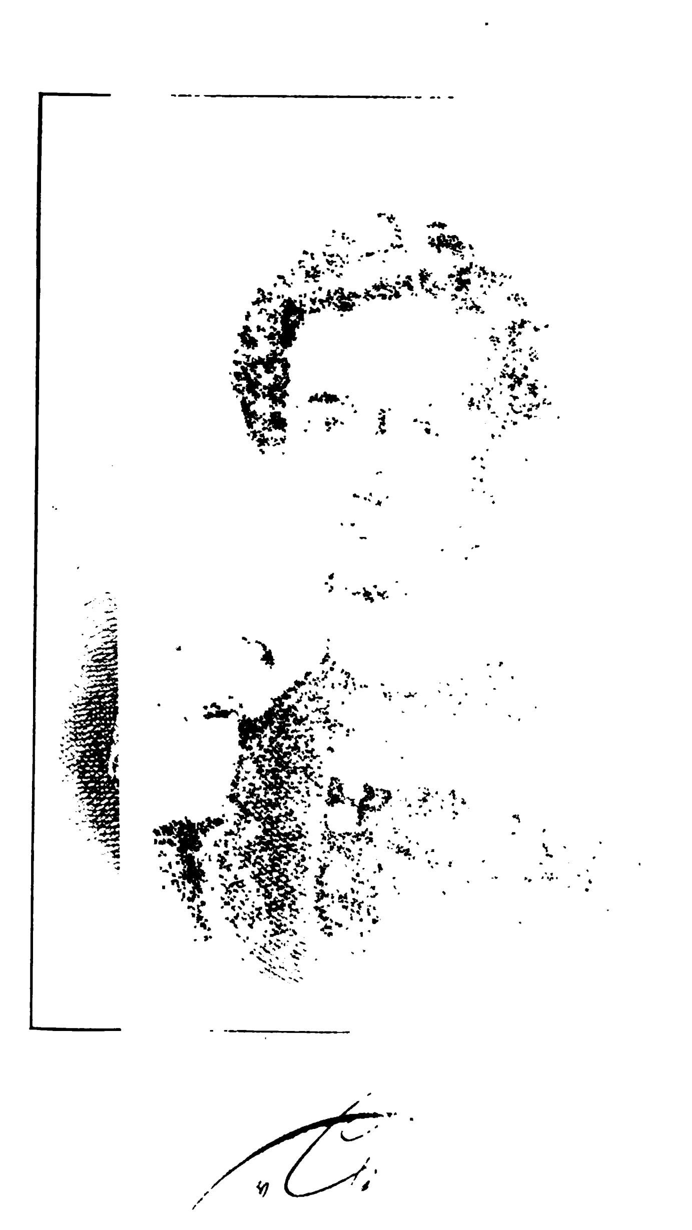
# Clausewitz

von

R. von Caemmerer
Generalleutnant z. D.



Berlin W. 35
B. Behr's Verlag
1905



Erzieher des Preußischen Heeres
Hrsg.: Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne

8. Band

# Clausewitz

von

R. von Caemmerer
Generalleutnant z. D.



Berlin W. 35
B. Behr's Verlag
1905

# Vorwort.

Daß Clausewitz der bedeutendste und tiefste Denker auf dem Gebiete des Kriegswesens, der wahre Kriegsphilosoph war, das wird gegenwärtig allgemein anerkannt. Noch vor etwa einem Vierteljahrhundert ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß man bei ihm „doch vor allem nur dasjenige finde, was man vom Kriege nicht lehren kann",*) mit anderen Worten, daß er es an bestimmter Anweisung zum Handeln fehlen lasse. Heute wird von allen Seiten mit Klarheit und Entschiedenheit betont, daß die Theorie nicht über die Grenzen hinausgehen darf, die er ihr gezogen hat. Er hat seine Betrachtungen auf die Natur der Menschenseele gegründet, die im Wechsel der Zeiten sich gleichbleibt, und darum behalten sie dauernd ihren Wert. Nur insoweit die hohe Vervollkommnung der Technik seit Clausewitz' Tagen die Kriegsmittel wesentlich verändert hat, müssen seine Lehren eine zeitgemäße Abwandlung erfahren. Ich gehe auf diese Fragen in diesen Blättern nicht näher ein, da ich vor nicht langer Zeit die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert eingehend erörtert habe. Hier soll in Kürze der Werdegang und die geistige Persönlichkeit des Mannes geschildert werden, der unser erster Führer auf den Höhen der Strategie ist und bleiben muß.

v. Caemmerer.

---

*) v. Scherff. Von der Kriegführung.

# Inhaltsverzeichnis.

# I. Jugend und Entwicklung.

Carl von Clausewitz ist am 1. Juni 1780 zu Burg bei Magdeburg geboren, wo sein Vater, ein im Siebenjährigen Kriege schwerverwundeter preußischer Offizier, die bescheidene Stellung eines Königlichen Akzise-Einnehmers inne hatte. Der Großvater war evangelischer Geistlicher und Professor der Theologie in Halle, der Urgroßvater Pfarrer in einem Dorfe bei Leipzig gewesen. Dieser hatte, obgleich einem oberschlesischen Adelsgeschlecht entstammend, seinen Namen bürgerlich geschrieben. Der Offizier Friedrichs des Großen nahm den Adel wieder auf, und seinen Söhnen wurde die Rechtmäßigkeit des von ihnen geführten Adelstitels durch König Friedrich Wilhelm III. ganz ausdrücklich anerkannt.

Carl von Clausewitz war das vorjüngste von sechs Kindern, unter den vier Söhnen der letztgeborene. Bis in sein zwölftes Lebensjahr hat er auf der Stadtschule von Burg den Elementarunterricht genossen und sich die Anfangsgründe des Lateinischen angeeignet. Dann trat er als Junker — Gefreiter-Korporal — bei dem Infanterie-Regiment Prinz Ferdinand zu Potsdam ein, wo der um sieben Jahre ältere Bruder Wilhelm bereits seit fünf Jahren stand. Es wird für den Knaben ein Anlaß zu jubelnder Freude gewesen sein, als er schon nach Jahresfrist mit dem Regiment in den Krieg ziehen konnte. Er nahm im Frühjahr und Sommer 1793 an der ruhmvollen Belagerung von Mainz teil, mit der der erste Versuch gemacht wurde, die traurigen Folgen der Kopf-

losigkeit und Schwäche von Valmy wieder gutzumachen. Aus Preußen, Österreichern, Sachsen, Hessen und Pfälzern war ein großes Belagerungskorps unter preußischem Befehl zusammengestellt, das ausdauernd zu kämpfen hatte, um die starke französische Besatzung niederzuringen. Der Kronprinz und Prinz Louis Ferdinand von Preußen hatten Kommandostellen im Heere, König Friedrich Wilhelm II. weilte zeitweise in seiner Mitte. Da die Franzosen sich lange im Vorgelände der Festung behaupteten, so war die Belagerung reich an Wechselfällen, ein vielseitiges Stück Kriegsleben. Bei einem Gefecht zeichnete sich der Leutnant Wilhelm v. Clausewitz besonders aus; der König forderte ihn auf, sich eine Gnade zu erbitten, und er bat unter Hinweis auf die Mittellosigkeit seines Vaters darum, daß diesem bei der demnächstigen Pensionierung sein ganzes, an sich nur geringes Gehalt als Pension belassen werde.[1]) Man erkennt, daß hier große und gute Eindrücke zugleich auf das empfängliche Gemüt des jungen Kriegers gewirkt haben, dessen Schicksale wir verfolgen wollen.

Mit der Einnahme von Mainz war der Höhepunkt der Rheinkampagnen überschritten. Das Regiment Prinz Ferdinand hat zwar auch noch den hin- und herschwankenden Kordonkrieg mitgemacht, der in den Jahren 1793 und 1794 an der ganzen Nordostgrenze Frankreichs geführt wurde, es hat in den Nordvogesen mehrere Posten zu verteidigen gehabt und verschiedene Gefechte durchgekämpft; an den größeren Treffen bei Pirmasenz und Kaiserslautern, wo die Preußen ihren alten Ruf wieder bewährten, war es dagegen nicht beteiligt.

Nach dem Baseler Frieden in die Heimat zurückgekehrt, erhielt das Regiment Neuruppin und einige Nachbarorte als Garnisonen angewiesen. Die Brüder Clausewitz wurden dabei getrennt, der ältere kam nach Cremmen, der jüngere, jetzt ein fünfzehnjähriger Leutnant, nach Neuruppin.

Die Friedenstätigkeit des damaligen Infanterie-Offiziers in einer kleinen Garnison war den größten Teil des Jahres hindurch auf gelegentliche Überwachung der bei der Truppe anwesenden Mannschaften und auf das Erscheinen zur Wachtparade beschränkt. Carl v. Clausewitz hat von sich selbst einmal gesagt, daß er damals etwas mehr Neigung zum Denken und zur Literatur besessen habe, als seine Kameraden, und der Umfang seiner späteren Kenntnisse beweist, daß er auch in diesen Jahren jedes Bildungsmittel begierig ergriffen haben muß. Aber wie dürftig mag es damit in seinem Lebenskreise bestellt gewesen sein! Zweifellos hat er neben Mathematik, für die er Neigung hatte, die französische Sprache frühzeitig getrieben und die Grundlage zu seiner späteren guten Beherrschung derselben in Schrift und Wort gelegt. Die französische klassische Literatur, die noch immer beliebteste Geistesnahrung der vornehmeren Kreise, war aber wohl in Neuruppin nur mangelhaft vertreten, denn Clausewitz klagt ein Jahrzehnt später einmal über sein geringes Wissen auf diesem Gebiet.

Für den lebhaften militärischen Ehrgeiz des jungen Offiziers war es ein großes Ereignis, als er im Herbst 1801 nach Ablegung einer Prüfung zum Besuche der Kriegsschule für Offiziere in Berlin einberufen wurde, deren Leitung zu eben dieser Zeit der — bisher in hannöverschem Dienst gewesene — Oberstleutnant Scharnhorst übernahm. Clausewitz hat Scharnhorst den Vater und Freund seines Geistes genannt. Das gilt zunächst schon rein äußerlich darum, weil Scharnhorst an der Anstalt, deren Direktor er war, den größten Teil des Unterrichts, nämlich Strategie, Taktik, Generalstabsdienst und Artillerie, selbst erteilte, außerdem aber auch, weil er sich des talentvollen Clausewitz mit besonderer Güte annahm und ihm behilflich war, die Bildungslücken auszufüllen, durch welche anfänglich die glückliche Durchführung des akademischen Studiums gefährdet erschien.

Es sind noch einige Arbeiten erhalten, mehrere taktische und eine artilleristische, welche Clausewitz damals für die Scharnhorstschen Lehrstunden zu fertigen hatte, und sie sprechen, wenn man die seitdem eingetretene Steigerung der Ansprüche auszuschalten weiß, für die sachgemäße Anlage des Unterrichts und für das Verständnis des Schülers.[2]) Am Schluß des zweijährigen Kursus hat Scharnhorst unsern Clausewitz nach seinen Leistungen an die Spitze aller Besucher der Kriegsschule gestellt und um dieselbe Zeit bei einer anderen Gelegenheit seine „richtige Beurteilung der Dinge, seine bescheidene und gefällige Darstellung, sowie seine gründlichen Kenntnisse der Mathematik und Kriegswissenschaft" noch einmal besonders gelobt. Der Anerkennung seitens des Lehrers stand die enthusiastische Verehrung des Schülers gegenüber. Man kann sagen, daß die edle und geniale Persönlichkeit Scharnhorsts, in der sich Phantasie und kritische Klarheit, zähe Willenskraft und kluges Anpassungsvermögen wunderbar verbanden, von niemandem begeisterter erfaßt worden ist als von Clausewitz.

Schon vor Beendigung des Kriegsschul-Kommandos wurde Clausewitz dem mit ihm gleichalterigen Prinzen August von Preußen, einem Vetter des Königs, zur Dienstleistung als persönlicher Adjutant zugeteilt und im folgenden Jahre förmlich und unter Ausscheiden aus dem Regimentsverbande in diese Stellung versetzt. Sie führte ihn an den königlichen Hof, gab ihm Gelegenheit, alle leitenden und maßgebenden Persönlichkeiten im Staate kennen zu lernen, und übte frühzeitig die Fähigkeit der Menschenbeurteilung, die später einen sehr hervorragenden Zug seines Wesens ausmachen sollte. Sie ließ ihm zugleich Zeit, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, in der von Scharnhorst gegründeten militärischen Gesellschaft mitzuwirken und auch philosophische Vorträge an der medizinisch-chirurgischen Akademie zu hören, wo die Kantsche Philosophie einen tüchtigen Vertreter gefunden hatte.

Diese Stellung hat ihn endlich mit der vortrefflichen Frau zusammengeführt, die seine Lebensgefährtin werden sollte und die uns aus dem doppelten Grunde näher angeht, weil Clausewitz in seiner Ehe immer das vornehmste Glück seines Lebens gesehen hat und weil diese Frau nach dem Tode ihres Gatten aus ihrer genauen Bekanntschaft mit seinem schriftstellerischen Lebenswerke die Berechtigung geschöpft hat, es herauszugeben.

Die Gräfin Marie von Brühl war eine Enkelin des verschwenderischen Ministers Graf Brühl, dem August III. die Regierung von Sachsen und Polen in die Hand gegeben hatte. Ihr Vater, der zweite Sohn des Ministers, muß ein nach Charakter und Bildung sehr hervorragender Mann gewesen sein. Er war sächsischer Generalleutnant, als Friedrich Wilhem II. 1786 ihn, den Katholiken, zur Erziehung des preußischen Kronprinzen berief, und er hat sich während mehrjähriger Tätigkeit in dieser Stellung und und später als Oberhofmeister des kronprinzlichen Haushalts allseitige Anerkennung und Zuneigung erworben. Er starb 1802, ohne Vermögen zu hinterlassen. Die junge Gräfin Brühl, das älteste der Kinder, war eine edle Natur und hatte bei guter Begabung eine ungewöhnlich reiche Geistesbildung erhalten. Ihr Bildnis zeigt sie nicht als eigentliche Schönheit, doch wird die Anmut ihrer Erscheinung und der Zauber ihrer heiteren Liebenswürdigkeit gerühmt. Mit 18 Jahren wurde sie, bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III., zur Hofdame der Königin-Mutter ernannt, und hier in dem Lebenskreise, über den die Königin Luise ihren Zauber breitete, haben sich ihr zwei ausgezeichnete vornehme Frauen in wirklicher Freundschaft fürs Leben verbunden, die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die Schwägerin des Königs, und die Prinzessin Luise Radziwill, die Schwester des Prinzen August. Hier hat sie sich auch noch eine weitere Freundschaft erworben, auf die sie immer besonders stolz war, die des Freiherrn v. Stein.

Gräfin Brühl war fünf Jahre in ihrer Hofstellung, als Clausewitz 1803 seinen Dienst bei dem Prinzen August antrat. Sie hat sich einige Zeit später in einer schriftlichen Aufzeichnung genaue Rechenschaft darüber gegeben, wie beim häufigen Zusammentreffen mit Clausewitz ihre Herzensbeziehungen sich allmählich entwickelt haben. Der Ausmarsch der Truppen zum vermeintlichen Entscheidungskampf gegen Napoleon hat im Dezember 1805 die Aussprache der Liebenden herbeigeführt, die dann noch fünf Jahre warten mußten, ehe die äußeren Verhältnisse ihnen die Vereinigung gestatteten. Wir verdanken diesem langen Brautstande eine Reihe von Briefen, die uns beide Menschen in höchst liebenswerter Gestalt zeigen und uns zugleich den Eindruck der gewaltigen Zeitereignisse auf geistig und sittlich hochstehende Naturen lebendig vor Augen führen.

## II. Der Zusammenbruch des Vaterlandes.

Der Krieg, den Clausewitz im Herbst 1805 lebhaft ersehnt hatte, kam unter ganz anderen Verhältnissen im folgenden Jahre.

Prinz August befehligte ein Grenadierbataillon bei der Armee des Herzogs von Braunschweig und hatte als Mitglied des Königshauses mancherlei Gelegenheit zum Verkehr mit den Führerkreisen. Sein Adjutant, der auch für sich auf Ehre und Auszeichnung hoffen durfte, war natürlich geneigt, die Dinge so günstig wie möglich zu sehen. In den Briefen des jungen Stabskapitäns von Ende September bis Mitte Oktober spricht sich die vollste Siegeszuversicht aus, und in einem Aufsatz, den er zwei Tage vor der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt in seinem Kantonnementsquartier bei Weimar niederschrieb, finden wir mit großer Klarheit recht optimistische

Anschauungen entwickelt. Das Verfahren des Feindes, der sich zwischen die preußisch-sächsische Armee und das neutrale Österreich hineinklemmt, erscheint dem jungen Offizier ebenso gefährlich für die Franzosen, wie es gefahrdrohend für die Preußen und ihre Verbündeten ist, und er fordert von der preußischen Heeresleitung das entschlossene Vorgehen über die Saale hinüber, vom linken auf das rechte Ufer, gegen Flanke und Rücken des dort vordringenden Feindes, d. h. er fordert die Angriffsschlacht mit verwandter Front. Wir müssen heute sagen, daß Clausewitz damit die Leistungsfähigkeit des damaligen preußischen Heeres wesentlich überschätzt hat; denn ein Angriff über das tiefeingeschnittene Saaletal hinüber und in das waldreiche Hügelgelände hinein, in dem sich der Feind befand, war sicherlich für nur lineartaktisch geschulte Führer und Truppen eine fast unmögliche Sache, jedenfalls aber kein Unternehmen, das gegen den numerisch überlegenen Kaiser Napoleon Erfolg versprach. Für eine derartige Offensivoperation, bei der nicht nur die drei größeren Heereskörper, sondern auch die einzelnen Divisionen und selbst Brigaden mit einer erheblichen Selbständigkeit hätten auftreten müssen, fehlte es durchaus an der richtigen Ausbildung auf allen Stufen der Führerschaft. Clausewitz hat denn auch selbst in seiner etwa 20 Jahre später abgefaßten vortrefflichen Schrift „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" den Gedanken ganz wesentlich abgeändert, indem er hier auf die Vorteile hinweist, welche dem preußischen Heere aus der Annahme der Schlacht auf dem linken Saaleufer, aus dem Gegenangriff gegen den seinerseits die Saale überschreitenden Feind erwachsen mußten. Wenn man mit der Masse der Truppen auf dem gut gangbaren Hochplateau des linken Ufers stehen blieb und die einzelnen Pässe der Saale so besetzte, daß der dort zu leistende Widerstand die Maßnahmen des Gegners zu enthüllen vermochte, dann war es durchaus möglich, dem feind-

lichen Angriff rechtzeitig mit dem einzigen Kampfmittel zu begegnen, das die preußische Infanterie damals kannte, mit dem einheitlich-gleichzeitigen Schlachtenangriff langer Linien; wenn man dann auch die zahlreiche Kavallerie und Artillerie richtig gebrauchte und das Glück nicht völlig versagte, so war ein günstiger Ausgang wohl noch denkbar.

So hat Scharnhorst, der Generalquartiermeister des Herzogs von Braunschweig, damals die Schlacht schlagen wollen. Aber dem Kriegsrat im Hauptquartier des Königs erschien die Annahme einer Schlacht mit verwandter Front allzu gefährlich, und der Rückzug wurde beschlossen. Hinter der bei Jena stehenden Armee des Fürsten von Hohenlohe hindurch trat die Hauptarmee von Weimar aus den Marsch in der Richtung auf Freiburg und Merseburg an. Rüchels Armee-Abteilung sollte folgen, Hohenlohe erst die Flankendeckung, später die Nachhut bilden.

Und die Gunst des Schicksals bot die Gelegenheit zu vorteilhafter Lösung der Aufgabe bereitwillig dar. Der Hauptarmee trat an ihrem zweiten Marschtage in der Gegend von Auerstedt ein vereinzelter französischer Heerteil entgegen, der in der Gesamtstärke sehr viel geringer, besonders aber an Reiterei und Geschütz dem Heere des Herzogs von Braunschweig bei weitem nicht gewachsen war. Wenn man sich nur einigermaßen in die Verhältnisse hineinzufinden wußte, so war eigentlich eine preußische Niederlage hier völlig unmöglich, ja ein tüchtiger Sieg mit Leichtigkeit zu erringen. Öffnete hier eine erfolgreiche Schlacht den Weg über Freiburg nach Merseburg, während gleichzeitig bei Jena ein langsames und gemessenes Zurückweichen dem Feinde die Gelegenheit zum Siege vorenthielt, so war der Abmarsch glänzend gelungen und man durfte hoffen, weiter rückwärts und verstärkt durch nachrückende Reserven die Entscheidungsschlacht unter besseren Verhältnissen zu schlagen.

Aber bei Jena wie bei Auerstedt versagte die preußische Führung überall und vollständig. Jede der beiden Schlachten besteht aus einer fast ununterbrochenen Kette von falschen Maßnahmen, von Übereilungen und Versäumnissen. Das preußische Heer hatte ein Jahrzehnt hindurch völlig abseitsgestanden von den kriegerischen Ereignissen in Europa und in diesem Jahrzehnt war allmählich eine andere Taktik aufgekommen, von der es nichts verstand, die aber der Gegner mit vollendeter Meisterschaft handhabte. Freilich hatte man auch in Preußen wohl von der neuen Fechtweise erfahren. War doch Scharnhorst geradezu unermüdlich gewesen, das zu lehren und zu verbreiten, was er sich aus zwei bewegten Feldzügen in den Niederlanden als eigene Kriegserfahrung heimgebracht und durch aufmerksames Verfolgen der späteren Ereignisse zur klarerkannten Überzeugung ausgestaltet hatte. Und in der Militärliteratur war das Wesen und der Nutzen des Schützengefechts und der Kolonnentaktik des öfteren gründlich behandelt worden. Was wollte indessen die Wirksamkeit eines Nichtpreußen in immerhin bescheidener Dienststellung, und was wollten einzelne Stimmen in der Presse bedeuten im Kampfe gegen das Selbstbewußtsein und das Beharrungsvermögen der Armee Friedrichs des Großen! Für die Erben einer großen Vergangenheit ist es schwer, die Selbstüberschätzung zu vermeiden. Was war nicht alles überlegt und beraten worden, seitdem Friedrich Wilhelm III. die Krone trug, um die Zustände und die Ausbildung des Heeres zu verbessern. Sobald aber irgendeine Verbesserung wirklich eingeführt werden sollte, dann war der Widerstand der alten, vor dem Feinde erprobten Generale, der Zeugen von Friedrichs Heldenkampf, immer zu groß gewesen, und die Tradition hatte gesiegt. So war der Stillstand zum gefährlichen Rückschritt geworden, und an jenem furchtbaren 14. Oktober sahen die preußischen Krieger mit Erstaunen und Schrecken, daß ihre viel-

hundertmal geübten Exerzierplatzkünste nirgends in die Lage hineinpassen wollten und auf die Feinde keinen Eindruck machten, daß diese Feinde aber Mittel anwandten, denen gegenüber sie selbst geradezu wehrlos waren. Sie sahen, daß ihre so stolze und so strenge Führerschaft sich in keiner Weise zu helfen wußte, und unter solchen Eindrücken mußten die Reste soldatischer Tugenden, die als Erinnerungen einer großen Zeit noch in ihnen lebten, alsbald dahinschmelzen. So brach das ruhmreiche preußische Heer schmählich zusammen.

Das Grenadierbataillon Prinz August gehörte zu dem Reservekorps der Hauptarmee, über dessen Gefechtstätigkeit am Tage von Auerstedt ein ganz besonderes Mißgeschick waltete. In dem allgemeinen Durcheinander unterstellte der König dem Prinzen noch drei weitere Grenadierbataillone, und der Prinz hat mit dieser Brigade zunächst das Gefecht wiederherzustellen gesucht, später den Rückzug des rechten Flügels der Schlachtlinie gedeckt. Clausewitz hat während des ganzen Kampfes die aus dem dritten Gliede des Grenadierbataillons Prinz August gebildete Schützendivision geführt. Man wird annehmen dürfen, daß die selbständige Maßnahme des Prinzen, das dritte Glied seines Bataillons im Schützendienst zu üben, ganz wesentlich auf die Anregung von Scharnhorsts Schüler zurückzuführen war.

Mit der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstedt war das Schicksal des Feldzuges entschieden. Von beiden Schlachtfeldern fluteten die geschlagenen Truppen nach Westen in Richtung auf Weimar zurück, um sich dann erst nach Norden, gegen den Harz zu wenden. Napoleon aber, der die nachhaltigste Ausnutzung des Sieges zu einem Hauptgrundsatz der Kriegskunst gemacht hat, stand auf dem nächsten Wege in das Herz der preußischen Monarchie.

Prinz August hat auf dem Rückzug mit Kraft und Umsicht alles getan, was er in seiner Stellung tun konnte;

er hat zwei Tage nach der Schlacht lebhaft den Kleinmut bekämpft, der sich bei den höheren Führern zeigte und schon jetzt den Gedanken an die Kapitulation im freien Felde auftauchen ließ; er hat auch mehrfach eine stärkere Arrieregarde befehligt und mit ihr dem nachdrängenden Feinde nachhaltigen Widerstand geleistet.

Nach notdürftiger Neuordnung in und bei Magdeburg führte der Fürst Hohenlohe das geschlagene Heer in mehreren Kolonnen auf Stettin weiter, um hier die Oder zu überschreiten. So erwünscht es gewesen wäre, durch Gewaltmärsche einen Vorsprung vor dem Feinde zu gewinnen, so wenig war man imstande, sie anzuordnen. Die Bagagen mit den Zelten und Kochkesseln waren entweder verloren oder marschierten in der nördlichsten Kolonne. Die Truppen, die keine Mäntel hatten, konnten daher kein Freilager beziehen, sie mußten täglich unter Dach gebracht werden, wenn sie nicht in wenigen Tagen völlig zugrunde gehen sollten. Am 28. Oktober, zwei Wochen nach der Schlacht, traf die Avantgarde des über Berlin marschierenden französischen Heeres mit der südlichsten Kolonne zusammen, die eben Prenzlau erreichte. Tatsächlich war die Masse der preußischen Infanterie bereits im Besitze der Stadt, die an dem langgestreckten See- und Sumpfabschnitt des Uckerflusses einen leicht zu verteidigenden Übergangspunkt bildet. Wenn man die Verhältnisse nur mit unbefangenem Blick übersah, so war man bereits gerettet. Leider gelang es den Franzosen, den Stabschef Hohenlohes, den Obersten Massenbach, durch die handgreiflichsten Unwahrheiten über ihre Stärke und ihre Aufstellung irrezuführen, und auf seinen Bericht hin streckte Hohenlohe die Waffen.

Prinz August, der mit seinem, noch 240 Mann starken, Grenadierbataillon wieder einmal die Nachhut dieser Kolonne gehabt hatte, war durch den Feind von der Straße abgedrängt worden, die nach Prenzlau hineinführte. Er hoffte, auf dem westlichen Ufer des Ucker-

abschnitts den nächsten, mehrere Meilen entfernten Übergang erreichen zu können, wurde von einer Kavalleriedivision verfolgt und machte nach glücklicher Abwehr mehrerer Angriffe den Versuch, durch die sumpfigen Wiesen zu marschieren, wo die Reiterei nicht an ihn herankommen konnte. Aber tiefe Wassergräben verzögerten die Bewegung, lösten die Ordnung und führten allmählich zur Durchnässung der Munition; die Führer konnten ihre Reitpferde nicht mehr durchbringen, feindliche Artillerie und abgesessene Karabinerschützen vervollständigten die Auflösung, und als schließlich eine Landzunge festen Bodens der feindlichen Reiterei wieder die unmittelbare Annäherung erlaubte, wurde der Rest der kleinen Schar gefangen. Mit ihr Prinz August und Clausewitz, sein steter Begleiter in der ganzen furchtbaren Zeit des Rückzuges. Sie konnten mit Genugtuung von sich sagen, daß sie das Äußerste versucht hatten, und das war viel wert in einer Zeit, wo der betäubende Umschlag der Dinge eine so große Zahl von Männern ihre Pflicht vergessen ließ, wo von allen höheren Führern des Feldheeres nur Blücher die Ehre des Preußennamens unbefleckt erhielt, und wo die Mehrzahl aller Festungskommandanten zu elenden Feiglingen und dadurch zu Verrätern an der Sache ihres Vaterlandes wurden.

Der kurze Feldzug, den Clausewitz in diesem Jahre des Unglücks mitgemacht hatte, ist von dem tiefsten und nachhaltigsten Einfluß auf ihn gewesen. Durch seinen Unterricht bei Scharnhorst und durch eifriges Selbststudium in das Wesen des Krieges eingeführt, war er jetzt der Zentralstelle des Handelns auf preußischer Seite nahe genug gewesen, um die inneren Vorgänge einigermaßen zu erfahren und mitzuerleben. Mit der höchsten Bewunderung hatte er wahrgenommen, wie Scharnhorst zu wirken bestrebt war, und mit Besorgnis hatte er sich gesagt, „wieviel von den Wirkungen des Talents verloren gehen muß, wenn es durch eine unaufhörliche

Friktion fremder Meinungen gelähmt wird." In dieser Zeit erkannte Clausewitz mit voller Klarheit, daß die künstliche und gespreizt gelehrte Auffassung des Krieges, wie die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts sie großgezogen hatten, eitel Torheit war, daß gerade der intellektuelle Teil der kriegerischen Aufgaben immer höchst einfach ist, so einfach, daß man von der richtigen Lösung gar kein Aufhebens zu machen braucht; daß dagegen die Schwierigkeiten anfangen, sobald es gilt, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Dann kommen in unheimlicher Fülle immer neue Reibungen zur Geltung, die ungenügende Kenntnis der Verhältnisse beim Feinde, die mancherlei kleinen und größeren Versäumnisse des Dienstbetriebs im eigenen Heere, die Mißverständnisse, die Ungunst der Witterung, die körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, der Anblick zahlloser Leiden, die der Krieg veranlaßt, und unzählige andere Widerstände jeder Art, zu deren Überwindung starke Nerven und ein eiserner Wille gehören. Daher macht nicht das Wissen den Feldherrn, sondern die Kraft des Willens, und darum ist die kriegerische Tüchtigkeit der ganzen Führerschaft und der Truppe in allererster Linie von ihrer moralischen Verfassung abhängig, also von ihrer unerschütterlichen Hingebung für die Sache, von ihrer Tapferkeit, ihrem Gleichmut in der Gefahr, ihrer Verantwortungsfreudigkeit und ihrem Ehrgeiz.

War dieses vertiefte Verständnis für die entscheidende Bedeutung der moralischen Faktoren die Hauptfrucht, welche Clausewitz aus dem Kriege von 1806 davontrug, so hing damit innig zusammen die Überzeugung, daß das preußische Heer mit seinen vielen Überresten der Landsknechtszeit einer Reform von Grund aus dringend bedürfe. Bisher hatte er wohl die Fehler der taktischen Ausbildung erkannt und es beklagt, daß auf diesem Gebiete mit dem höchsten Ernst und der größten Lebhaftigkeit die unbegreiflichsten „Spiegelfechtereien" betrieben worden waren, seine Gesamtanschauung vom preußischen

Heere war aber — nach seiner eigenen Angabe — doch von dem allgemeinen Kastengefühl bestimmt gewesen. Jetzt wurde ihm deutlich, wie vieles außerdem noch krank war im Organismus des Heeres und Staates. Als er später die „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" schrieb, die reife Frucht seines Nachdenkens, niedergelegt für die Nachwelt, da setzte er an die Spitze die Sätze: „Alle vorurteilslosen Männer, welche Preußen vor und im Jahre 1806 beobachtet, haben von ihm das Urteil gefällt, es sei in seinen Formen untergegangen. Ein unmäßiges, mit Eitelkeit gemischtes Vertrauen auf diese Formen ließ es ganz übersehen, daß der Geist daraus entwichen war. Man hörte die Maschine noch klappern, und so fragte niemand, ob sie auch ihre Dienste noch leiste."

Clausewitz wäre unmittelbar nach den Ereignissen vielleicht in die Gefahr geraten, die Fehler und Versäumnisse, die Schuld des eigenen Staates und Volkes zu übertreiben, wenn er nicht die Gelegenheit erhalten hätte, bei längerem Aufenthalt in Frankreich sich das Volk der Sieger in der Nähe anzusehen. Er war mit dem gefangenen Prinzen August zunächst nach Berlin gebracht worden, wo der Prinz vor den Kaiser Napoleon geführt wurde und von ihm die Weisung erhielt, bis auf weiteres dortselbst bei seinen Eltern zu bleiben. Clausewitz begab sich nach seinem letzten Garnisonort Neuruppin, wo er für die „Minerva" des Hauptmanns v. Archenholz die Hauptereignisse des unglücklichen Feldzuges in drei Briefen darstellte. In den letzten Tagen des Jahres 1806 trat er seinen Dienst bei dem Prinzen wieder an, dem von den Franzosen Nancy als Aufenthaltsort angewiesen worden war. Ende Februar 1807 erfolgte der Befehl, weiter ins Innere Frankreichs, nach Soissons, zu gehen.

Lange hegte Clausewitz die Hoffnung auf Auswechselung noch während des Krieges und auf Rückkehr in die Reihen der Kämpfer, die jetzt im äußersten Osten der

Monarchie ein Hilfskorps des russischen Heeres bildeten. Die Hoffnung blieb leider vergeblich. Erst im August, nach dem Tilsiter Frieden, wurde den Gefangenen gestattet, in Erwartung ihrer Pässe nach Genf und Hochsavoyen zu reisen; im Oktober konnten sie endlich in die Heimat zurückkehren.

Von Soissons aus war der Prinz mehrfach in Paris. Clausewitz hat ihn nur einmal dorthin begleitet und mit ihm zusammen die Kunstsammlungen besichtigt. Der letzte Abschnitt des Aufenthalts in Frankreich war dadurch bemerkenswert, daß die beiden Kriegsgefangenen längere Zeit auf dem Landsitze der Frau von Staël wohnten, deren Haus als ein Mittelpunkt schöngeistiger Bildung in hohem Ansehen stand. Clausewitz hat dort mit August Wilhelm von Schlegel in regem freundschaftlichem Verkehr gestanden.

Den Franzosen gegenüber hatte sich Clausewitz während der Gefangenschaft soweit wie irgend möglich zurückzuhalten gesucht. Er beschäftigte sich viel mit Mathematik und machte sich im Frühjahre in einem längeren Aufsatze klar, wie etwa ein Eingreifen Österreichs in den preußischen Krieg gestaltet werden könnte, um das große Ziel der Überwindung Napoleons zu erreichen. Es kann hier nicht näher auf diesen Gegenstand eingegangen werden, umso weniger, als die Anschauungen und Vorschläge des Verfassers in diesem Falle nicht auf der sonstigen Höhe stehen. Es fällt eben kein Meister vom Himmel.

Da Prinz August eine sehr gesellige Natur war und die Honoratioren seiner Aufenthaltsorte den Verkehr mit ihm suchten, so war Clausewitz trotz seiner Grundstimmung auch gezwungen, aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten, und seine Gewohnheit scharfer Beobachtung hat ihn zu aufmerksamem Vergleiche des französischen und deutschen Volkscharakters geführt. In einem Reisetagebuche, in den Briefen an die Braut und in einer besonderen Abhandlung kommt er zu der Über-

zeugung, daß das deutsche Volk an tüchtigen und guten Eigenschaften in keiner Weise hinter seinem gegenwärtigen Zwingherrn zurückstehe, daß es nur Einkehr bei sich selbst zu halten und sich auf das eigene Wesen zu besinnen habe, um in kurzem die Kraft zur Abschüttelung des Fremdjoches zu finden. Aber freilich, die innere Erneuerung war die Voraussetzung der Befreiung.

## III. Die Jahre der Fremdherrschaft.

Von allen preußischen Kriegsmännern, die Clausewitz kannte, erschien ihm Scharnhorst als der bedeutendste und er zweifelte nicht, daß der König diesem die schwere Aufgabe anvertrauen werde, das Kriegswesen des auf die Hälfte seines früheren Besitzstandes verkleinerten Staates auf neuer Grundlage aufzubauen. Sich selbst aber glaubte er mehr als jeden andern dazu geeignet, diesem hochverehrten Manne ein nützlicher Arbeitsgehilfe zu sein. In dieser Überzeugung hatte er sich schon von Frankreich aus brieflich wieder mit Scharnhorst in Verbindung gesetzt, ohne doch den Mut zu einer ganz unmittelbaren Bitte in obigem Sinne zu finden. Das Frühjahr 1808 führte ihn dann in Königsberg mit Scharnhorst zusammen und im Sommer legte er dem Könige das Gesuch um eine mehr militärische Verwendung vor. Prinz August war um diese Zeit zum Chef und Inspekteur der gesamten Artillerie ernannt worden und hatte seinen Standort in Königsberg, wo Hof und Staatsregierung damals weilten. Clausewitz konnte vorläufig in der Adjutantenstellung bleiben und doch im Bureau Scharnhorsts arbeiten, der damals als Generaladjutant des Königs und Vorsitzender der Militär-Reorganisations-Kommission die Leitung des Kriegswesens fast ausschließlich in der Hand hatte.

Clausewitz sagt in seinen Briefen über seine Tätigkeit nur, daß er als literarischer Faktor benutzt werde, daß er für verschiedene Zeitschriften Berichte über die Neueinrichtung des Heeres zu liefern habe und ein kleines Buch über die besten Einzeltaten im letzten Krieg schreiben solle.[3]) Er spricht sich auch voll freudiger Dankbarkeit darüber aus, daß er das volle Vertrauen Scharnhorsts genieße; und daß er dessen vertrautester Arbeiter für die allergeheimsten Gegenstände war, ist auch von anderer Seite bestätigt worden (durch Boyen). Er lernte eine Reihe bedeutender Männer kennen, vor allem den Minister v. Stein, den Oberstleutnant v. Gneisenau, die Majors v. Grolmann und v. Boyen. Er erfuhr aber auch bald, wie stark und bedeutend die Widerstände gegen das große Werk der Reform waren.

Da gab es Staatsmänner und Offiziere, die sich noch lebhaft dessen erinnerten, daß etwa ein Jahrzehnt früher von französischer Seite durchaus ehrliche Anträge auf ein preußisch-französisches Bündnis ausgegangen waren, und sie wünschten jetzt die rückhaltloseste Hingebung an Frankreich, um alles Unglück wieder gutzumachen. Sie hielten ihre Forderung für um so berechtigter, als der Feind noch lange nach dem Friedensschluß mit großen Heeresmassen im Lande stand und eine Reihe wichtiger Festungen dauernd in seiner Hand behielt. Da waren andere, die durch die Reformgedanken ihre alten aristokratischen Standesvorrechte bedroht sahen und daher die Maßnahmen für Befreiung und Hebung des Bauernstandes sowie für die Selbstverwaltung der Gemeinden auf das heftigste bekämpften oder in den Vorschlägen für Bildung einer Landwehr eine schwere Schädigung des Staates zu erkennen vermeinten. Selbst gegen die Forderung einer immerhin nur bescheidenen wissenschaftlichen Vorbildung für die künftigen Offiziere, gegen ein humaneres Strafsystem sind ernste Bedenken erhoben worden und die unglaublichen Mißstände der sogenannten „Kom-

pagnie-Wirtschaft“ wurden mit Wärme verteidigt. Es ist nicht ganz leicht, die Verblendung zu verstehen, mit der sich trotz des tiefen Falles das Alte noch gegen das Neue wehrte. Als Stein, der große Führer auf dem Weg zu einer besseren Zukunft, im Spätherbst 1808 aus seiner Wirksamkeit scheiden mußte, weil ein unvorsichtiger Brief von ihm in Napoleons Hand gefallen war, da hat der eiserne Yorck, der Mann von Tauroggen, seine lebhafte Befriedigung darüber ausgesprochen, „daß ein unsinniger Kopf zertreten sei“, und seine Hoffnung, „daß auch das andere Natterngeschmeiß sich in seinem eigenen Gifte auflösen werde.“

Immer wieder tritt in den Briefen von Clausewitz die Sorge auf, daß auch der Reformator des preußischen Heeres durch das Mißtrauen der Franzosen und den Haß der inneren Gegner von seinem Platze verdrängt werden könne. Glücklicherweise besaß Scharnhorst eine Selbstbeherrschung, die ihm die Umschiffung mancher Klippe ermöglichte, und glücklicherweise war ihm Gneisenau in enger Freundschaft verbunden. Der König schätzte in dem mutigen und geschickten Verteidiger von Kolberg einen der wenigen Offiziere, die in dem letzten Kriege einen wirklichen Erfolg errungen hatten, und so hat das feste Zusammenstehen dieser beiden Männer seine hohe Bedeutung für das Gelingen von Preußens Wiedergeburt erhalten. Diese Zeit der gemeinsamen Arbeit mit Scharnhorst an dem Werke der Wiedergeburt hat Gneisenau im Auge gehabt, als er in späteren Tagen zu Clausewitz das herrliche Wort sprach: „Sie waren sein Johannes, ich nur sein Petrus; doch bin ich ihm nie untreu geworden wie jener seinem Meister.“

Clausewitz war im Januar 1809 an einem Nervenfieber oder einer ernsten Malaria schwer erkrankt. Im Februar erfolgte seine Ablösung aus der Adjutantenstellung unter gleichzeitiger Ernennung zum wirklichen Kapitän und Überweisung zum Kriegsministerium, d. h.

unter Belassung in der Tätigkeit, in der er sich seit dem Herbst 1808 befand. Um eben diese Zeit spitzten sich die politischen Verhältnisse zwischen Österreich und Frankreich so zu, daß der Krieg als bevorstehend angesehen werden mußte. Clausewitz wurde mit Sammlung aller Nachrichten über diesen Gegenstand beauftragt und behielt diese Tätigkeit während des ganzen Krieges an der Donau bei. Er hat sich ihr mit um so größerer Hingebung gewidmet, als er die Teilnahme Preußens am Kriege mit wahrer Leidenschaft herbeisehnte.

Scharnhorst und Gneisenau haben damals mit allen Mitteln der Überredung dahingewirkt, daß Preußen den Österreichern zu Hilfe kommen möge. Sie haben so gehandelt, obgleich seit den Verträgen von Tilsit die beiden Kaiser des Westens und des Ostens als weltbeherrschende Verbündete dastanden. Sie haben die feste Überzeugung gehegt, daß das Interesse Rußlands an diesem französischen Bündnisse niemals so weit gehen könne, einen russischen Angriff gegen Preußen oder Österreich zu rechtfertigen, daß eine russische Beteiligung an diesem Kriege immer nur ein Scheinkampf bleiben werde. Sie hatten durch ständige geheime Verbindung mit den Gebieten westlich der Elbe die Ansicht gewonnen, daß dort eine mächtige Volksbewegung bevorstehe, der das Königreich Westfalen unmöglich standhalten könne, und sie waren berechtigt, auf ein starkes englisches Armeekorps zu zählen, das an der deutschen Nordseeküste landen und den Volksaufstand in diesen Landschaften unterstützen sollte. Sie wußten, daß Österreich diesmal ganz außerordentliche Anstrengungen machte, um ein großes, durch Landwehr vermehrtes Feldheer aufzustellen; sie wußten ferner, daß Preußen durch ihre gemeinsame Arbeit schon jetzt in der Lage war, das vertragsmäßig erlaubte Heer von 42000 Mann in kürzester Frist durch ausreichend ausgebildete Beurlaubte (Krümper) auf mehr als die doppelte, vielleicht auf die dreifache Stärke zu bringen. Vor allem

aber erkannten sie, daß die gegenwärtige Lage Napoleons dringend zum Bruch einlud. Der beste Teil seines Heeres stand in Spanien in schwerem, geradezu unabsehbarem Kampfe. Wie ernst Napoleon selbst diese Lage ansah, das hatte er im Spätsommer 1808 deutlich gezeigt, als er drei ganze, in Preußen stehende Infanteriekorps auf Wagen setzte, um sie nach Spanien zu senden. Wenn 1809 alle die Kräfte zusammengewirkt hätten, die zusammenwirken konnten, dann durfte man wohl auf Erfolg rechnen. Man vergegenwärtige sich die bei aller Verspätung immer noch sehr glückliche Feldzugseröffnung durch den Erzherzog Karl, die nur durch die höchste Feldherrnleistung Napoleons in den Tagen von Landshut und Regensburg wettgemacht werden konnte. Man denke an die großartigen Erfolge der Tiroler, an den dreimaligen Sieg ihrer Landesschützen über recht beträchtliche Heerteile des Feindes! Wie wenig hat gefehlt, um dem Dörnbergschen Aufstand in Hessen zum Siege zu verhelfen! Welche überraschenden Taten konnte Schill auf seinem abenteuerlichen Zuge vollbringen, und wie wunderbar ist der Zug des Herzogs von Braunschweig von Böhmen nach der Nordsee! Nach Aspern ist die Lage Napoleons im höchsten Grade gefährlich und es vergehen sechs Wochen größter Spannung, ehe ihm bei Wagram der neue Schlag gelingt. Wahrlich, wenn im Jahre 1809 noch 100000 Preußen in die Wagschale geworfen wurden, dann war es keine Vermessenheit, auf den Sieg zu zählen!

Und solchen verlockenden Aussichten stand die furchtbare Möglichkeit gegenüber, daß Napoleon auf Grund eines jüngsten diplomatischen Sieges von dem unglücklichen Preußen die Gestellung eines Hilfskorps gegen Österreich zu fordern vermochte.

Von der mächtigen Bewegung, die damals die deutschen Lande durchzitterte, war auch Clausewitz auf das tiefste ergriffen. Die Stellung Scharnhorsts und Gneise-

naus schien zeitweise erschüttert. Gneisenau trug sich mit dem Gedanken, auf österreichischem Boden ein Hilfskorps aus Preußen zu bilden, ging aber dann in vertraulicher Sendung nach England, um für die Landung in Norddeutschland zu wirken. Von den stellenlos gewordenen preußischen Offizieren eilten gar manche ins Ausland, um unter anderen Fahnen gegen den gemeinsamen Feind zu fechten. Aber auch Offiziere in den bevorzugtesten Lebensstellungen, der vortreffliche Generalstabsoffizier Grolman, der Königliche Flügeladjutant Graf Dohna (Fabian) baten um ihren Abschied, als sich die Hoffnung auf die Teilnahme Preußens am Krieg gegen Frankreich nicht erfüllte. Clausewitz hat sich damals ernstlich mit dem Gedanken des Kampfes unter dem Doppeladler getragen. Wie Tausende im Norden Deutschlands hat er die Blutsverwandtschaft mit den Österreichern lebhaft empfunden und den Begriff des Vaterlandes so weit ausgedehnt, als die deutsche Zunge klingt. Schon im April 1809 spricht er es der Braut aus, daß es ihm ganz unmöglich sei, gegen das Vaterland zu fechten und daß er daher augenblicklich den Dienst verlassen werde, sobald preußische Truppen für Frankreich marschieren. Zugleich klagt er bitter darüber, daß die Handlungsweise Grolmans und Dohnas vielfach durchaus ungerecht beurteilt werde, daß der Name des Preußen von manchen Leuten nur darum ständig im Munde geführt werde, um sich nicht durch den Namen des Deutschen an schwere heilige Pflichten mahnen zu lassen.

Als die Aussicht auf die Bildung des Gneisenauschen Hilfskorps sich zerschlagen hatte, trat er — im Juni — mit dem österreichischen Bevollmächtigten Oberst Steigentesch in Verbindung, um durch dessen Vermittlung in österreichische Dienste übernommen zu werden. Er verschaffte sich Empfehlungen an den Erzherzog Karl und an den Generaladjutanten des Kaisers Franz und wollte nur eine bestimmte Zusicherung abwarten, um dann

in Preußen seinen Abschied zu erbitten. Er rechnete auf eine lange Dauer des Krieges. „Ich trage die feste Überzeugung in der Brust," so schrieb er noch nach der Schlacht bei Wagram, „daß die Gefahr für Napoleon an den Grenzen Siebenbürgens größer ist als an der Grenze von Bayern." Er wußte, welche ungeheuren Schwierigkeiten aus einer rückwärtigen Verbindung von bedeutender Länge mit Notwendigkeit erwachsen. Es kam also nach seiner Überzeugung nur darauf an, daß die Österreicher fest blieben und das Vertrauen auf einen guten Ausgang nicht sinken ließen; und selbst auf die Nachricht vom eingetretenen Waffenstillstande hält er sich noch die Möglichkeit vor, daß die Härte der französischen Friedensbedingungen ein Wiederaufleben des Kampfes veranlassen könne. Als er aus Österreich keine Nachricht erhält, was bei den Zeitverhältnissen ja sehr natürlich war, will er an Gneisenau nach England schreiben, um durch dessen Vermittelung dort eine kriegerische Verwendung zu finden. Er ist sich aber des Unterschieds zwischen einer solchen Zukunft und den bisherigen Träumen durchaus bewußt: kann er nicht in einem deutschen Heere dienen, muß er in entfernte Zonen, in ganz fremde Verhältnisse gehen, so kann er sich der Empfindung der handwerksmäßigen Ausübung des Soldatenberufs nicht ganz erwehren.

Doch die Notwendigkeit des Fortgehens trat nicht ein. Napoleon wagte es nicht, von Preußen die Gestellung eines Hilfskorps zu fordern; er wußte wohl zu gut, daß dieser Tropfen vielleicht den Becher zum Überlaufen bringen konnte. Die englische Landungsarmee nahm Vlissingen und Antwerpen, die französische Flottenstation und Werft in den Niederlanden, zum Ziel, wurde aber so unentschlossen und ungeschickt geführt, daß sie gar nichts erreichte, durch das ungesunde Klima der Scheldemündungen dagegen die schwersten Verluste erlitt. Österreich aber ging erst auf eine Verlängerung des

Waffenstillstandes ein und schloß dann Frieden. Die großen und wohlberechtigten Hoffnungen, die man in Deutschland an den Freiheitskampf der Spanier angeknüpft hatte, waren gescheitert.

Clausewitz hatte zu Ende August und Anfang September noch die Freude gehabt, an Feldmanövern teilzunehmen, die Scharnhorst im Namen des Königs und in dessen Gegenwart leitete und bei denen die neuaufgestellten Grundsätze der Truppenverwendung zum ersten Male zur Anwendung kamen. Es waren die ersten Manöver in zwei Parteien mit selbständiger Entschließung der Parteiführer, die Übungsform, durch welche die preußische Armee sich im Laufe des nachfolgenden halben Jahrhunderts langsam aber stetig eine bemerkenswerte Überlegenheit ihrer höheren Führer in der Truppenverwendung erworben hat.

Ende Oktober 1809 wurden Hof und Regierung von Königsberg nach Berlin verlegt. Clausewitz wird als Bureauchef Scharnhorsts bei der Neueinrichtung des Kriegsministeriums in Berlin viele und anstrengende Arbeit gehabt haben. Als Scharnhorst im Juni 1810 mit Rücksicht auf das wachsende Mißtrauen der Franzosen von der amtlichen Leitung des Kriegsministeriums entbunden wurde, um nur die Tätigkeit als Chef des Generalstabs und Chef des Ingenieurkorps beizubehalten, blieb Clausewitz in seiner Vertrauensstellung bei ihm. Sie war eine solche um so mehr, als Scharnhorst auf Befehl des Königs auch vom Kriegsministerium bei jeder Frage von Bedeutung gehört werden sollte. Clausewitz wurde in den Generalstab versetzt und im August 1810 zum Major befördert. Im Herbst übernahm er an der Allgemeinen Kriegsschule den Unterricht über kleinen Krieg und Generalstabsdienst. Gleichzeitig erhielt er den ehrenvollen Auftrag, dem damals 15jährigen Kronprinzen Unterricht in der Kriegskunst zu erteilen. Wir besitzen zwei Entwürfe, in denen er sich für diesen Zweck die

Gliederung des gesamten Lehrstoffes und den Plan zur Taktik klar gemacht hat, ferner einen weiter ausgearbeiteten Leitfaden zur Theorie der Gefechte und endlich einen Aufsatz über die wesentlichsten Grundsätze der Kriegführung, der ganz ausdrücklich als zur Ergänzung dieses Unterrichts dienend bezeichnet ist. Die beiden letzteren Arbeiten zeigen, daß Clausewitz schon damals über die wesentlichsten Fragen einer Theorie des Krieges vollständig mit sich im Reinen war, und sie beweisen trotz der Flüchtigkeit, mit der sie nach seiner Erklärung entworfen sind, die ungewöhnliche Schärfe seines Geistes. Die allgemeine Theorie der Gefechte bestimmt das Wesen der neuaufgekommenen Taktik zumal durch die scharfe Trennung und Gegenüberstellung von Zerstörungs- und Entscheidungsakt, während zur Zeit der Lineartaktik dem Grundgedanken nach die Entscheidung von der Wirkung eines einzigen, einheitlichen Stoßes erwartet wurde. Die Clausewitzsche Gefechtslehre führt den eingehenden Nachweis, daß Tiefengliederung und allmählicher Kräfteeinsatz zu den wirksamsten Mitteln des Sieges geworden sind. Sie prüft an der Hand der damaligen Waffenwirkung in ganz vortrefflicher Weise, in welchem Verhältnis Umfassung und Durchbruch zu einander stehen, weist die wachsende Bedeutung des Geländes auf den Gang der Gefechte nach und unterscheidet mit besonderer Betonung zwischen Gefechtsplan und Führung, zwischen den Maßnahmen, die vor Beginn eines Gefechts getroffen werden können, um seine großen Umrisse festzulegen, und zwischen allen den Anordnungen, die im Laufe des Kampfes und dann vielfach selbständig durch die Unterführer getroffen werden müssen. Wir können heute, wo die gewaltige Steigerung der Feuerwirkungen die Taktik völlig verändert hat, aus diesem Leitfaden nicht viel Positives mehr entnehmen. Mit Erstaunen muß es uns aber erfüllen, wenn wir sehen, wie Clausewitz vor fast 100 Jahren bei Erörterung des Begriffs „Überlegenheit der Zahl"

Gedanken über die gegenseitigen Beziehungen von Gewehrzahl und Entwicklungsraum gehegt hat, die erst ganz neuerdings zu wirklichem Bürgerrecht in den taktischen Lehrschriften gelangt sind, daß er schon damals Erwägungen anstellte, die wir heute „Schießtaktik" nennen.

Der Aufsatz über die wichtigsten Grundsätze der Kriegführung will dem künftigen Herrscher und Kriegsherrn des preußischen Staates in knapper Fassung einen Anhalt für Kriegführung und Schlachtleitung geben. Clausewitz führt vor allem auf die entscheidende Bedeutung der moralischen Faktoren hin und zeigt, wie nur Selbstvertrauen, Willenskraft und Beharrlichkeit imstande sind, alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Handeln im Kriege entgegenstellen. Er erklärt die Kühnheit, die Freude am Wagnis für eine echte Feldherrntugend und fordert dazu auf, die gefährlichsten Lagen am häufigsten zu überdenken, um damit „zu heroischen Entschlüssen aus Gründen der Vernunft" zu gelangen. Die in knappster Form zusammengefaßten Grundlehren seines taktischen Unterrichts ergänzt er durch einige meisterhafte Sätze über Strategie. Dann verweist er zum Schluß auf den Ehrgeiz bei Cäsar, den Feindeshaß bei Hannibal, auf den Stolz eines glorreichen Untergangs bei Friedrich dem Großen als die mächtigen Triebfedern zu großer Tat.

Wenn man sich mit diesen theoretischen Arbeiten beschäftigt, so erkennt man sofort, daß hier ein geborener Lehrer spricht, dem es eine hohe Freude ist, die Früchte seiner Erkenntnis anderen mitzuteilen. Rechnet man dazu, daß sich Clausewitz in Berlin bald wieder von der Malaria erholte, an der er in Königsberg viel gelitten, vor allem aber, daß es ihm Ende 1810 endlich vergönnt war, den ersehnten Ehebund zu schließen, so müßte man glauben, daß der jetzt dreißigjährige Mann sich des Glückes der Gegenwart rückhaltlos hätte erfreuen können. Aber er war ständig bekannt mit allen politischen Vorgängen und

die Sorge um das Schicksal des Vaterlandes nagte an seinem Herzen.

Napoleon war im Jahre 1809 nicht im Zweifel darüber gewesen, daß Preußen nahe vor dem Losschlagen gestanden hatte, daß die Zahlung der Kriegskontribution nicht darum eingestellt worden war, weil man gar kein Geld hatte, sondern weil man das Geld zu Kriegsvorbereitungen gebrauchte. Die Rückkehr des Königs nach Berlin, ganz in die nächste Nähe der Rheinbundsgrenzen, war wohl ein deutlicher Verzicht auf feindselige Politik, aber der Gebieter war nicht geneigt, sie zugleich für wirkliche Ergebenheit anzusehen. Die geringe Hilfsleistung des Kaisers Alexander im Kriege gegen Österreich hatte ihm gezeigt, daß es in nicht allzuferner Zeit zum Kriege gegen Rußland kommen werde, und dafür mußten der geographischen Lage nach Preußen und das Großherzogtum Warschau die Basis werden. War Preußen zuverlässig genug, um diesem Zwecke zu entsprechen? War es vielleicht zweckmäßiger, Preußen als Staat gänzlich zu beseitigen und eine französische Satrapie an die Stelle zu setzen? Der erste Schritt des Kaisers auf dieser Bahn war ein heftiges Drängen auf beschleunigte Zahlung der rückständigen Summen und der Vorschlag, zu diesem Zweck entweder die ganze preußische Armee bis auf die königlichen Garden abzuschaffen, oder Grund und Boden abzutreten, seien es nun die sämtlichen königlichen Domänen oder eine ganze Provinz: Schlesien. Der furchtbare Ernst der Lage zwang Preußen zu den äußersten Maßnahmen. Das schwerleidende Volk wurde mit neuen Steuern belastet, die Armee wurde durch umfassende Beurlaubungen fast auf die Hälfte herabgesetzt, die Kontinentalsperre, das Hauptkampfmittel Napoleons gegen England, wurde mit Strenge durchgeführt und jedes Mittel versucht, die Franzosen günstiger zu stimmen. Als im Frühjahr 1811 die Spannung zwischen Frankreich und Rußland sich immer mehr verstärkte, trieb das

Bedürfnis der Klarheit über Napoleons Absichten die preußische Regierung dazu, ihm ein Bündnis anzubieten. Gegen Garantie der Unabhängigkeit und seines Besitzstandes sowie gegen sofortige Rückgabe von Glogau wollte sich Preußen zur Gestellung eines Hilfskorps in allen Kriegen verpflichten, die seinem Interesse nicht durchaus entgegen seien. Aber der Kaiser schwieg, schwieg ein halbes Jahr völlig, während seine Truppen in den preußischen Festungen immer mehr verstärkt wurden und die Massen der großen Armee sich langsam an die preußischen Grenzen heranwälzten. Er mußte dadurch bei der peußischen Regierung die Überzeugung erwecken, daß er zu ihren Ungunsten entschieden habe. In dieser Überzeugung hat sie nunmehr die Anlehnung an Rußland gesucht, hat sich doch aber zu ganz entschiedenem Bruch mit Napoleon auch nicht entschließen können. Den Russen war ein Bundesgenosse wohl willkommen, aber der Gedanke, den Krieg schon an der Weichsel oder gar an der Oder zu beginnen, erschien ihnen auch nicht unbedenklich. So verging das Jahr 1811 für Preußen ohne bestimmte Entscheidung in wahrhaft verzweifelten Schwankungen und erst im Februar 1812 hat Napoleon das Bündnis verfügt, das Preußen vor nahezu Jahresfrist erbeten hatte, dabei aber die Bedingungen so gestellt, daß die Selbständigkeit des Staates Friedrichs des Großen kaum noch dem Namen nach bestand. Bei Abschluß dieses Vertrages erklärte der französische Minister dem preußischen Gesandten ganz offen, daß der Kaiser lange zwischen diesem Bündnis und der völligen Vernichtung Preußens geschwankt habe.

Fragt man sich, warum Napoleon zuletzt von der Vernichtung des scheinbar ohnmächtigen Staates Abstand genommen hat, so ist die Antwort: weil er die Rüstung richtig bewertete, die Preußen inzwischen angelegt hatte. Was im Jahre 1811 in dieser Richtung geleistet worden war, obgleich die Franzosen Danzig, Stettin, Küstrin

und Glogau besetzt hielten, das ist wahrhaft erstaunlich. Man hatte nicht nur die vertragsmäßige Friedensstärke wieder hergestellt, sondern allmählich die Beurlaubten (Krümper) aus allen irgendwie bedrohten Gebietsteilen in die noch übrigen Festungen eingezogen und als Arbeiter für Schanzzwecke so organisiert, daß sie mit Hilfe bereitliegender Bestände an Waffen, Ausrüstung und Bekleidung binnen ganz kurzer Frist in regelrechte Bataillone umgewandelt werden konnten. Außerdem waren die Artilleriebespannungen vermehrt und die Verpflegungs- bzw. Munitionsvorräte in den Festungen bis auf die ungefähre Höhe des Kriegsbedarfs ergänzt worden. Scharnhorst und der in die Heimat zurückgekehrte, aber militärisch noch nicht wieder angestellte, Gneisenau waren der Überzeugung, daß Preußen im günstigsten Falle nur noch eine Gnadenfrist von Napolen genoß, daß es bei einem französischen Siege über Rußland sicherlich nicht Gebietserweiterung und größere Selbständigkeit, sondern die baldige Auslöschung aus der Reihe der Staaten, somit als Dank für den Anschluß ein ehrloses Ende zu erwarten habe. Wenn somit schon das, was Clausewitz in seinem vorhererwähnten Aufsatz den „Stolz eines glorreichen Untergangs" genannt hat, auf den Krieg hindrängte, so hielten sie das Gewicht auch keineswegs für gering, das Preußen in die Wagschale werfen konnte. Gelang es, aus Österreich und England noch einige Waffen zu erhalten, so konnte Preußen sein eigentliches Heer auf 120000 Mann bringen, zu denen dann Landwehr und Landsturm hinzutraten. Für das eigentliche Heer hatten sie im wesentlichen eine Vierteilung vorgesehen, die im ersten Augenblick allen Regeln einer gesunden Strategie zu widersprechen scheint, die aber doch der Lage sehr gut angepaßt war. Ein Heerteil sollte, auf die Festungen Neiße, Glatz mit Silberberg und Kosel gestützt, Schlesien zu einem Kriegsschauplatz von großer Selbständigkeit machen, wie es das schon 1807 unter dem

Grafen Goetzen gewesen war. Zwei Heerteile sollten in den großen verschanzten Lagern von Kolberg und Pillau sich auf die von England beherrschte See stützen. Ein vierter Heerteil mußte im freien Felde bleiben und im Beginn des Krieges an der Weichsel in Anlehnung an Graudenz das Heranrücken der Russen abwarten, später nötigenfalls mit ihnen zurückgehen. Vorübergehend war auch die Herstellung eines verschanzten Lagers um Spandau erwogen worden. Es hätte aber nicht die gleichen Vorteile bieten können, wie die anderen Lager, weil hier jede Zufuhr von außen sehr bald wegfallen mußte. Wenn die Landwehr sich den Heeresgruppen in Schlesien und an der Ostsee, also auf beiden Flanken des Gegners anschloß und mit Hilfe des Auslands bewaffnet wurde, wenn der Landsturm überall im Rücken des Feindes sein Wesen trieb, dann mußte die völlige Überwindung dieses Widerstandes sehr starke Streitkräfte und lange Zeit erfordern. Und kam es wirklich zu dieser Überwindung und fiel die letzte Fußbreite preußischer Erde in die Hände des Siegers, dann vertrat der preußische Heerteil im russischen Lager den preußischen Staat. Wenn nur Preußens Verzweiflungskampf den Russen zum Sieg verhalf, dann war seine Wiedererstehung gesichert. Der russische Sieg aber war um so wahrscheinlicher, je früher Preußens Verhalten den Beginn des Krieges herbeiführte, je weniger vollendet also die Napoleonischen Rüstungen waren, die erst zum Frühjahr 1812 ihren wahrhaft gigantischen Maßstab erreichten.

Clausewitz, der Vertraute von Scharnhorsts geheimsten Gedanken, hat in jener Zeit mehrere Arbeiten verfaßt, die für die Beurteilung der Frage nach dem vermutlichen Schicksal des geplanten Widerstandes von allergrößter Bedeutung sind. Die eine betrifft die Verteidigung von Schlesien und ist geschrieben auf Veranlassung von Gneisenau, den Scharnhorst zum Gouverneur von Schlesien in Vorschlag bringen wollte, und der anfänglich Bedenken

trug, ob er dieser Aufgabe gewachsen sei. Clausewitz geht von der Zahl von 20000 in Schlesien vorhandenen Gewehren aus und berechnet danach das aus allen drei Waffen bestehende regelmäßige Truppenkorps für diese Provinz auf 30000 Mann, die aber durch Heranziehung von Mannschaften mit Jagdgewehren und Piken allmählich auf 40000 zu bringen seien. Davon ließen sich bei notdürftiger Besetzung der vier Festungen 25000 Mann im freien Felde vereinigen, um dem eindringenden Feinde entgegenzugehen, wenn dessen Stärke ein solches Verfahren nur einigermaßen rechtfertige. Die Früchte eines Sieges liegen auf der Hand; die Einwirkung auf die Verbindung muß den Feind alsbald zu erheblich größerer Entsendung zwingen. Erscheint dieser Plan nach der Lage der Umstände zu kühn oder läßt der Feind nicht die Zeit zu der hier angenommenen Verstärkung von 30000 auf 40000 Mann, so sei zwischen zwei verschiedenen Wegen zu wählen. Entweder es werden die vier Festungen ausgiebig stark mit 20000 Mann besetzt und 10000 Mann in das verschanzte Lager von Neiße gestellt; dann wird die Belagerung von Neiße und zugleich die Kosel von verhindert und der Feind muß seine Kräfte an der sehr schwierigen Belagerung von Glatz mit Silberberg erschöpfen, während der größere Teil von Schlesien ständig von Neiße aus beherrscht bleiben würde. Oder die verfügbaren 10000 Mann werden für ein verschanztes Lager bei Glatz bestimmt. Man gibt damit die Belagerung von Neiße frei, beherrscht aber dafür das ganze Gebirge und kann von da aus Unternehmungen nicht nur in Richtung auf Breslau, sondern auch nach der Lausitz und selbst gegen Dresden hin ausführen, die für den Feind sehr bedenklich werden müssen und den Landsturm allmählich zu einer wirklichen Macht heranziehen. Dies der Hauptinhalt der nur knappen Abhandlung, die während eines Badeurlaubs in der Grafschaft Glatz im Sommer 1811 verfaßt wurde.

Eine andere Arbeit behandelt die Art und Weise, wie die Landung eines kleinen englischen Korps an der deutschen Nordseeküste zum Ausgangspunkte einer größeren Bewegung im Rücken des Feindes gemacht werden könne, indem dem englischen Kern eine deutsche Legion angegliedert und allmählich verstärkt wird, um durch wachsende Erfolge einen mächtigen Volksaufstand zu entfachen.

Der bedeutendste Aufsatz ist im Februar 1812 geschrieben, als die Entscheidung gefallen und Clausewitz im Begriff war, seinen längst feststehenden Entschluß auszuführen, aus dem Vaterlande zu scheiden und in fremdem Dienst den Weltgebieter zu bekämpfen. Er führt die Überschrift „Drei Bekenntnisse“. Das erste Bekenntnis wendet sich in flammenden Worten gegen den Kleinmut und die Verzagtheit des preußischen Volkes, gegen jene Dumpfheit und Stumpfheit der Gesinnung, die ohne kräftige Anstrengung auf bessere Zeiten hofft, gegen den Mangel an Ehrgefühl, der die Zukunft gefährdet. Das zweite Bekenntnis erörtert mit ruhiger Sachlichkeit die Unhaltbarkeit der bestehenden politischen Zustände, die Unmöglichkeit eines wirklich guten Verhältnisses mit Frankreich, die Gewißheit der völligen Vernichtung Preußens. Das dritte entwickelt die Möglichkeit und die Art des Widerstandes in ähnlicher Weise, wie es hier weiter oben angedeutet ist, aber in größerer Ausführlichkeit und geht zumal auf die Frage der Landwehreinrichtung und Waffenbeschaffung aus England und Österreich näher ein. Es wird gezeigt, worauf es wirklich ankommt und welche geringe Bedeutung allen Einwänden beizulegen ist, mit denen steife Pedanterie solche Gedanken zu bekämpfen pflegt. An dem Beispiel der Tiroler, Spanier und der Bewohner der Vendée wird die Organisation und Tätigkeit des Landsturmes entwickelt. „Die Bestimmung des Landsturmes ist, überall im Lande, wo der Feind mit seiner Armee nicht ist, schnell bedeutende Truppenmassen hervorzurufen, die, wenn

sie auch nicht die Wirkungen stehender Truppen haben, doch folgende Zwecke erreichen können: 1. Lieferungen und Kontributionen aller Art, welche der Feind durch bloße Ausschreibungen und bloße Beamte in entfernten Provinzen erpreßt, zu verhindern; 2. feindliche Detachements, welche zu ähnlichen Zwecken in der Provinz sich sehen lassen, aufzuheben; 3. die Hilfsmittel, welche die eigene Regierung aus dem Lande ziehen will, besonders an Menschen und Pferden, zu sichern."

Eine Berechnung weist nach, wie bedeutende Kräfte der Feind aufwenden muß, um einem entschlossenen Landsturm gegenüber seine Verbindungen zu sichern. In Spanien habe das Heer der Franzosen zu eben diesem Zeitpunkte eine Sollstärke von 300000 Mann und doch könnten sie ihre Schlachten gegen Wellington nicht mit mehr als 40—50000 Mann schlagen.

Durch die Sorge vor harten Gegenmaßregeln des Feindes, vor grausamer Behandlung der gefangenen Insurgenten dürfe man sich nicht irre machen lassen. „Als ob wir nicht so gut grausam sein könnten, wie der Feind; als ob der Feind nicht aus Fleisch und Blut bestände, wie wir! Der Feind wird es versuchen, dieses Mittel, und der Krieg wird schnell einen grausamen Charakter annehmen. Aber zu wessen Nachteile? Offenbar zum Nachteil desjenigen, der weniger Menschen aufs Spiel setzen kann, der mit stehenden Heeren ficht. Lassen wir es darauf ankommen, Grausamkeit mit Grausamkeit zu bezahlen, Gewalttat mit Gewalttat zu erwidern! Es wird uns ein leichtes sein, den Feind zu überbieten und ihn in die Schranken der Mäßigung und Menschlichkeit zurückzuführen. Hat doch der Tiger, welcher Frankreich in den Jahren 1793 und 1794 unter dem Namen einer republikanischen Regierung beherrschte, aufhören müssen, durstig das Blut der Vendée zu trinken. Die Republikaner zuerst haben aufhören müssen in dem Wettkampfe der Grausamkeiten . . ." An der Vendée

beweist Clausewitz auch, daß keineswegs eine Gebirgslandschaft dazu gehöre, um den Landsturm zur Geltung zu bringen, und er erklärt die wald- und bruchreichen Gegenden Preußens für sehr geeignet zu solchen Zwecken. An der Mittelmark zeigt er, wie die Einrichtung im Einzelnen zu treffen sei.

Ein theoretischer Anhang der Schrift liefert endlich noch den Nachweis, daß die Verteidigung sowohl taktisch wie strategisch die stärkere Form der Kriegführung sei.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Clausewitz bei Niederschrift dieser drei Bekenntnisse die Veröffentlichung im Sinne hatte und daß Scharnhorst und Gneisenau diese Absicht ursprünglich billigten. Sie kamen dann aber jedenfalls zu der Überzeugung, daß die rückhaltlose Aussprache dem Vaterlande in der gegenwärtigen Lage schaden könne, und so ist sie unterblieben. Für uns aber ist die Schrift ein ergreifendes Spiegelbild des Seelenzustandes, in dem Clausewitz aus dem Vaterlande schied. Auch wer vom ausschließlich soldatischen Standpunkte aus sein Fortgehen mißbilligt, wird aus ihr mindestens erkennen, daß ihn nur edle und große Gesichtspunkte geleitet haben.

## IV. Die Überwindung des Feindes.

Es waren im ganzen einige zwanzig preußische Offiziere, die im Frühjahr 1812 zugleich mit Clausewitz aus dem Heere austraten, um in russische Dienste zu gehen. Natürlich durfte bei dem Abschiedsgesuch dieser Grund nicht ausgesprochen werden, ja der König hat sich später genötigt gesehen, solchen Übertritt mit den strengsten Strafen zu bedrohen, und auch gegen Clausewitz ist ein Strafverfahren eingeleitet worden.

Für ihn haben sich Scharnhorst und Gneisenau in Rußland verwandt. Scharnhorst war jetzt zur Beseitigung französischen Mißtrauens von allen Geschäften entbunden und lebte beurlaubt in Schlesien. Er war in den letzten Jahren zweimal nach Petersburg gesandt worden und stand bei Kaiser Alexander in hohem Ansehen. Gneisenau war im Frühjahr 1812 erneut mit militärisch-diplomatischen Aufträgen nach Österreich, Rußland und England unterwegs und konnte seinen jungen Freund gegen Ende Mai im kaiserlichen Hauptquartier zu Wilna persönlich vorstellen. Er bezeichnete ihn dem Kaiser als „einen der besten Köpfe, voll tiefer Kenntnisse der Kriegskunst“, und empfahl besonders eine von Clausewitz verfaßte Anweisung für die Generale, „welche alles übertrifft, was in dieser Art erschienen ist und in das Russische übersetzt zu werden verdient, um endlich die Grundsätze auszutreiben, welche die gelehrte Systemwut oder die Unwissenheit oder die Korporalwut in die Kriegskunst eingeführt haben.“ Das Lob dieser leider nicht erhalten gebliebenen Anweisung ist darum so interessant, weil Gneisenau sie augenscheinlich im Geiste mit den „Grundsätzen der Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee“ verglichen hat, welche Erzherzog Karl einige Jahre früher hatte erscheinen lassen und die allerdings in hohem Grade den Stempel einer abgelaufenen Epoche tragen.

Clausewitz wurde als Oberstleutnant im Generalstabe angestellt, ist aber infolge seiner Unkenntnis der russischen Sprache im ganzen Verlaufe des Feldzugs zu keiner wirklich befriedigenden Tätigkeit gelangt. Das liegt in so hohem Maße in den Verhältnissen, daß er es selbst schon halb und halb erwartet hatte; die Sorge war ihm aber von den verschiedensten Freunden und Bekannten wieder ausgeredet worden. In einer sehr hohen Generalstabsstellung hätte er vielleicht die Kenntnis der Landessprache entbehren können; auf jedem unteren Posten dieser

Art war es anders. Er war nicht imstande, die einlaufenden Meldungen und Berichte unmittelbar zu verstehen, die Willensmeinung seines Kommandeurs unmittelbar an die Truppe weiterzugeben. Überall, wo die Zeit drängte, war es ganz ausgeschlossen, daß er den Übersetzer in Anspruch nehmen konnte, es war ihm also gerade in den wichtigsten Augenblicken alle Mitwirkung versagt. So hat er während des Rückzugs der ersten Westarmee von Drissa nach Smolensk dem recht tüchtigen General Graf Pahlen, dem Führer der Arrieregarde, zur Seite gestanden, ohne ihm wirklich nützen zu können, und die gleiche Erfahrung hat er später zur Zeit der Schlacht bei Borodino — 7. September — gemacht, in der er Stabschef bei dem Kavalleriekorps des Generals Uwarow, auf dem rechten Flügel der russischen Schlachtlinie, war.

Während der längsten Zeiträume war Clausewitz gewissermaßen als Gast in einem der Oberkommandos, so lange der Kaiser noch anwesend war in dessen Hauptquartier und zwar dem General v. Phull zugeteilt, der das besondere Vertrauen des Kaisers genoß, später — zwischen den beiden Dienstperioden bei Pahlen und Uwarow — im Oberkommando der ersten Westarmee als Gehilfe des Oberquartiermeisters Oberst v. Toll. Nach der Räumung Moskaus und dem Rückzug der Russen auf Kaluga sollte Clausewitz zum Gouvernement der Festung Riga übertreten, erhielt aber in Petersburg auf seinen Wunsch die veränderte Bestimmung in das Hauptquartier des Grafen Wittgenstein, der um diese Zeit an der Düna stand und von dort aus in den Rücken Napoleons vorrückte. Im Stabe Wittgensteins hat er dessen Operationen zwischen Düna und Beresina und dann die rastlose Verfolgung der feindlichen Heerestrümmer mitgemacht.

Clausewitz hat auf russischem Boden nur zweimal Gelegenheit zu einflußreichem Wirken gefunden und zwar ganz im Beginn und ganz am Schluß des Feldzugs.

Im Beginn wurde er vom Kaiser beauftragt, sich den Stand der Arbeiten des verschanzten Lagers von Drissa an der Düna anzusehen, in welches nach Phulls Rat die erste Westarmee zurückgeführt werden sollte, um hier eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Er fand nicht nur die Arbeiten sehr ungenügend, sondern auch die ganze Örtlichkeit so ungünstig, die Grundgedanken der Verteidigungsanlage so mangelhaft, daß nach seiner Überzeugung keinerlei Berechtigung vorlag, von dieser Befestigung den Ausgleich eines sehr bedeutenden Stärkeunterschiedes zu erwarten. Es war für ihn nicht leicht, diese Ansicht zum Ausdruck zu bringen, weil er in Phull zugleich seinen damaligen Chef und den früheren Preußen zu schonen hatte; er hat es aber mit Umsicht und Geschick doch dahin gebracht, daß der Gedanke des Widerstandes an dieser Stelle aufgegeben und der Rückzug fortgesetzt wurde.

Zum andern Male handelte es sich um den Parlamentär-Verkehr mit General York, der zur Konvention von Tauroggen geführt hat. York wußte sehr wohl, daß die russischen Avantgarden nur sehr schwach waren, die ihm den Rückzug auf preußisches Gebiet, sowie den Anschluß an seinen unmittelbaren Vorgesetzten Macdonald und die Trümmer der französischen Hauptarmee verwehrten. Er fühlte lebhaft die politische Gefahr des Schritts, den er tun sollte, die Verlegenheiten, die er dem Könige damit unter Umständen bereiten konnte. Er fürchtete, daß irgendeine Unvorsichtigkeit der Russen es den Franzosen enthüllen möchte, wie wenig wirklicher Zwang zum Abschluß eines Vertrages mit dem Feinde vorlag, und da er ein Mann von düsteren Anschauungen war, traten sogar Zweifel bei ihm auf, ob die Russen es überhaupt ehrlich meinten. In diesem Sinne hatte er gefordert, daß ihm als Unterhändler einer der vormals preußischen Offiziere zugeschickt werde, und so kam Clausewitz dazu, wiederholt als Bote hin und herzugehen. Er hat die

letzten Zweifel Yorcks beseitigt und so entscheidend zu einem Ereignis beigetragen, dessen Bedeutung kaum hoch genug angeschlagen werden kann. Ohne Yorcks kühnen Entschluß wäre die russische Verfolgung vielleicht nicht bis an die preußische Weichsel heran-, sicherlich nicht über sie hinausgelangt. Und wenn Napoleons großartige Betriebsamkeit den ersten nachhaltigen Widerstand an die Weichsel zu verlegen vermochte, dann wäre Preußens Erhebung sicherlich unterblieben.

Wenn Clausewitz nun auch im Jahre 1812 nur selten zu bedeutender Tätigkeit gelangt ist, so war die Teilnahme an diesem Feldzuge doch für ihn von allergrößter Bedeutung. Er hat einen der großartigsten Entscheidungskämpfe aller Zeiten von gutem Standpunkte aus als Augenzeuge miterlebt. Das Angriffsheer war so stark, wie man niemals ein anderes gesehen hatte und dem Verteidiger reichlich dreifach überlegen; es wurde von dem rücksichtslosesten und sieggewohntesten Feldherrn aller Zeiten befehligt und von ihm nach denselben Grundsätzen geführt, die ihm bis dahin überall zum Sieg verholfen hatten; und es scheiterte doch, scheiterte „an den großen Dimensionen des russischen Reiches“, wie Scharnhorst das schon bei Beginn des Krieges vorausgesagt hatte.

Es ist schon früher erzählt, daß Clausewitz im Jahre 1809 der Ansicht gewesen war, die Lage Napolens sei an der Grenze Siebenbürgens schwieriger als an der Bayerns. Man kann demnach schon ermessen, wie tief er von der Notwendigkeit des russischen Rückzuges im Jahre 1812 durchdrungen war, wie sehr er es billigte, wenn man einerseits auf die Schwächung des Angriffsheeres durch die im stetigen Vorrücken unvermeidlichen großen Abgänge rechnete, und andererseits auf die Verstärkung des Verteidigungsheeres, welches bei stetigem Zurückgehen in das Innere des Reichs sich seinen Ersatzdepots und den Formationsorten der Landwehr näherte. In den Briefen an die Gattin findet sich denn auch eine

ganze Reihe von Äußerungen dieser Art. Um die Mitte Juli wird es als ein gutes Zeichen begrüßt, wenn man eine Hauptschlacht vermeiden wolle. Zwischen Smolensk und Borodino wird das Bevorstehen einer großen Schlacht und die Möglichkeit ihres Verlustes erwähnt, und dann heißt es: „Darum wäre für das Große noch wenig verloren, wenn man sich nur entschließen könnte, zwei Feldzüge auszuharren." Ende September, nachdem die russische Hauptarmee von Moskau in südwestlicher Richtung auf Kaluga ausgewichen ist, findet Clausewitz, daß die Angelegenheiten nicht schlecht stehen, wenn auch die englische Unternehmung nach Deutschland, auf die er gehofft hatte, unterblieben ist. Er ist überzeugt, daß die Russen schon jetzt stärker sind als der Feind und daß ihre Aufstellung in Kaluga Napoleons Verbleiben in Moskau untunlich mache; ja, er erklärt bereits die Bezwingung Rußlands für eine Unmöglichkeit. Und zu Anfang November, ehe er die Gewißheit vom Beginn des französischen Rückzugs hat, schreibt er: „Soll ich einmal voraussagen, wie es kommen wird? Der Kaiser Napoleon muß seine Invasion aufgeben, um sich 150 Meilen weit durch zerstörte Provinzen mit einer schon jetzt zugrunde gerichteten Armee zurückzuziehen. Alle weiteren Folgerungen übergehe ich, nur wird es allein den Menschen und nicht dem Schicksal zuzuschreiben sein, wenn Europa jetzt nicht gerettet wird."

Wenn also Herzog Eugen von Württemberg in seinen Erinnerungen vom russischen Feldzuge über Clausewitz sagt, daß er damals sehr schwarz gesehen habe, so wird man wohl genauer prüfen müssen, worauf sich die Schwarzseherei eigentlich bezogen haben kann. Sie ist ganz unzweifelhaft nicht sowohl durch die Lage der Russen hervorgerufen worden als durch das geringe Verständnis für die Aufgabe, das Clausewitz anfänglich in den Hauptquartieren wahrnahm und durch die Verblendung, mit der die russischen Führer wiederholt zu

unrechter Zeit auf die Entscheidungsschlacht hindrängten. So wie Clausewitz in seiner geschichtlichen Darstellung des russischen Feldzuges die Organisation des Heerbefehles und die maßgebenden Persönlichkeiten geschildert hat, ist es durchaus begreiflich, daß er öfters sehr besorgt war, das, was er für richtig hielt, könne durch Unklarheit und Eitelkeit der Führer schwer geschädigt werden. Andererseits war er ganz der Mann, um neidlos anzuerkennen, wenn Andere gute Gedanken hatten. Er erzählt uns auch selbst von der lebhaften Freude, mit der er den Gedanken einer veränderten Rückzugsrichtung von Moskau aus nach Süden hin begrüßt habe, als er ihm gegenüber durch den Obersten Toll zuerst ausgesprochen wurde. Clausewitz hat damals zu Toll den Ausdruck gebraucht, das russische Reich sei so groß, daß man mit seinem Gegner Zeck spielen und im Rückzug wieder an der Grenze ankommen könne.

Übrigens hat er sich bei Niederschrift seiner Feldzugsgeschichte durch die eigenen, oben wiedergegebenen Äußerungen in seinen Briefen nicht etwa zu der Selbsttäuschung verleiten lassen, daß er damals die ganze Größe des Erfolges von Anfang an vorausgeschaut habe; er betont vielmehr ganz ausdrücklich, daß niemand in der Lage gewesen sei, das rasche Zusammenschmelzen des französischen Heeres vorherzusehen. Weil man im Beginn des Feldzuges nicht ahnen konnte, daß die anscheinend großartigen französischen Verpflegungsmaßregeln so vollständig versagen würden, wie es in Wirklichkeit der Fall war, weil man ferner keine Ahnung davon hatte, in welchem Grade der Mangel an Disziplin die Auflösung des französischen Heeres beschleunigte, darum hatte Clausewitz auch ein Ausharren durch zwei Feldzüge für nötig gehalten, um die Invasion zu überwinden. Er erwartete, daß der strenge russische Winter eine lange Operationspause bedingen werde, und rechnete darauf, daß während der Winterruhe die Verstärkung des

russischen Heeres in einem ganz anderen Maßstabe erfolgen könne, als die des französischen. Und weil er inmitten der Ereignisse dieser Überzeugung gewesen war, ist er auch später von dem weitverbreiteten Irrtum bewahrt geblieben, daß Napoleon durch eine andere „methodischere“ Anlage des Krieges, also durch ein Stehenbleiben in der Gegend von Smolensk, seinen Zwecken besser gedient hätte. Clausewitz ist immer der Meinung geblieben, daß der von Napoleon eingeschlagene Weg, der ihm von jeher eigentümliche Versuch des raschen Vernichtungsschlages, auch hier durchaus richtig und sachgemäß war, und er sah den Grund des Fehlschlags in erster Linie darin, daß diesmal der Wille von Napoleons Gegner allen den gewaltigen Eindrücken widerstand, die anderwärts so oft zur Nachgiebigkeit geführt hatten.

Der Beginn des Jahres 1813 brachte in Clausewitz den Vertrauten von Scharnhorsts Volksbewaffnungsplänen zu segensreicher Wirksamkeit im Vaterlande. Der Freiherr vom Stein war als russischer Bevollmächtigter nach Königsberg gekommen, um die Bedürfnisse des russischen Heeres sicherzustellen und in Erwartung eines baldigen Bündnisses zwischen Rußland und Preußen die Bildung der Landwehr und des Landsturmes zu veranlassen. Dieser Anregung hatte es nur bedurft, um die Hingebung der Provinz für die große Sache freizumachen und damit die Erhebung des Gesamtvaterlandes vorzubereiten. Die Landstände, an die Stein sich gewandt hatte, traten mit Yorck in Verbindung, der früher schon Generalgouverneur von Preußen gewesen und kurz vor der Konvention von Tauroggen erneut in diesem Amte bestätigt worden war. Die entscheidenden Beschlüsse wurden in den Tagen vom 6.—9. Februar gefaßt und der grundlegende Entwurf zu den „Festsetzungen betreffend die Landwehr in den Provinzen Litauen, Ostpreußen und Westpreußen auf dem rechten

Weichselufer" stammt von Clausewitz. Stein hatte diesen aufgefordert, einen Vorschlag zu machen und Clausewitz hatte dem Wunsche gern entsprochen. Der augenscheinlich rasch hingeworfene Aufsatz entwickelt zunächst die Organisation des Landsturms in der Weise, die uns aus den drei Bekenntnissen bekannt ist, und stellt dann für die Landwehr, hier Landmiliz genannt, die folgenden Grundsätze auf: „Die Landmiliz soll dazu dienen, unsere Armee in dem Augenblick, wo sie sich zurückziehen muß und durch diesen Rückzug, wie immer geschieht, sehr geschwächt wird, wieder zu verstärken und dadurch die Verteidigung der Provinz möglich zu machen. Durch diese Verstärkungen auf dem Rückzuge wird eine Armee bald die Überlegenheit über die ihr folgende feindliche gewinnen. Wenn also beide, Landsturm und Landwehr, zur Verteidigung der Provinz dienen, so unterscheidet sich doch die letztere eben des näher bestimmten Zwecks wegen dadurch, daß sie eine vollkommenere militärische Organisation erhält, damit sie imstande sei, mit den übrigen Truppen gemeinschaftlich zu fechten. Sie unterscheidet sich von dem stehenden Heere dadurch, daß sie nur zusammengezogen wird, wenn der Feind über die Grenzen vordringt, daß sie bis dahin nur so oft zusammenkommt, als zur notwendigsten Übung erforderlich ist, daß sie so lange nicht bezahlt wird, daß sie nur während des Krieges dient, endlich vielleicht, daß Uniform und Exerzitium bei ihr einfacher und weniger genau sind als beim stehenden Heer." Demgemäß soll die Aushebung sich auf die tauglichen Männer zwischen 18 und 40 Jahren erstrecken, im allgemeinen von 50 Menschen einer, von einer Million — so stark war die Bevölkerung des preußischen Gebiets östlich der Weichsel — 20000 Mann, mit Offizieren aus ihrer Mitte. Die Bewaffnung soll wo möglich ganz mit Gewehren erfolgen, für einen kleinen Teil allenfalls mit Piken (die Russen überwiesen 15000 französische Gewehre, im eigenen Bezirk fand

man ihrer 4000). Als Ausrüstung forderte Clausewitz „ein Ränzel, eine Patronentasche und eine Axt“, neben der bürgerlichen Kleidung einen Mantel, Hut oder Mütze und ein Zeichen, woran man das Korps erkennt. Bataillonsstärke 1000 Mann in vier Kompagnien; Brigadeverband für die Ausbildung und selbständige Verwendung, bei Heranziehung zur Armee aber bataillonsweise Zuteilung an die einzelnen Linienregimenter. Als Ausführungsorgane für die Wehrbarmachung des Volks schlägt er eine von den Ständen zu wählende Militär-Kommission und für jeden Bezirk von 100000 Menschen eine Spezial-Kommission vor. Bezahlung und amtliche Verpflegung seitens der Provinz soll nur eintreten, wenn die Miliz bleibend versammelt ist.

Der ostpreußische Landtag ist in seiner, für alle Zeiten bewundernswerten Begeisterung nach einer wesentlichen Richtung über diesen Vorschlag hinausgegangen, indem er die Landwehrpflicht bis auf das 45. Lebensjahr auszudehnen und zu den 20000 Wehrleuten gleich noch eine Reserve von 10000 Mann auszuheben beschloß. Dafür hat er aber freilich die Stellvertretung unter gewissen Bedingungen gestattet. Man wollte damit der wirtschaftlichen Unabkömmlichkeit im Gewerbe Rechnung tragen und zog in Betracht, daß derjenige, der einen Vertreter für die Landwehr stellte, grundsätzlich doch noch im Landsturm zur Mitwirkung im Kampf kommen sollte. Für den Landsturm sind in den drei Landschaften damals 192000 Mann, d. h. beinahe 20 % der Gesamtbevölkerung in die Listen eingetragen und sogar einigermaßen ausgebildet worden, während schon mehr als 6 % in Linie oder Landwehr die Waffen trugen. Diese ostpreußische Volksbewaffnung zur Abwerfung des Fremdjochs war etwas so Großartiges, daß die Staatsregierung sich die hier angenommene Stellvertretung gefallen ließ, obgleich sie nach der etwa sechs Wochen später herausgegebenen allgemeinen Landwehr-Verordnung nicht gestattet wurde.

Nach zwei anderen Richtungen hin aber wurde die ostpreußische Schöpfung in Gemäßheit der Landwehr-Verordnung abgeändert. Zunächst wurde die Beschränkung des Landwehrdienstes auf dem Boden der heimischen Provinz nicht anerkannt. Daß die Provinzialstände nicht über den Bereich ihrer Grenzen hinausdachten, ist begreiflich, und die großen Verluste an Menschen, welche diese Gebiete durch den früheren und den gegenwärtigen Krieg erlitten, konnten ihre Anschauung erklären. Weniger verständlich ist, wie Clausewitz damals dazu gekommen war, diese Beschränkung in seinen Entwurf aufzunehmen. Die Antwort liegt wohl darin, daß Scharnhorsts erste Arbeit über diesen Gegenstand vom Jahre 1808 die Landwehr ganz ausdrücklich als Provinzialtruppen bezeichnete, und daß bei der eigenartigen Kriegführung, wie man sie sich für das Jahr 1811 gedacht hatte, ihre Verwendung auch im wesentlichen eine solche innerhalb der Provinz geblieben wäre. Aber Scharnhorst hatte doch damals auch schon gesagt: „Sie verlassen nur dann ihre Provinz, wenn die Deckung der Monarchie es erfordert", und hatte damit die Berechtigung zur anderweiten Verwendung ausdrücklich gewahrt.

Der andere Punkt betrifft die Waffengattungen der Landwehr. Scharnhorst hatte schon 1808 die Aufstellung von Infanterie und Kavallerie ins Auge gefaßt. Clausewitz aber spricht sich 1813 ganz entschieden gegen die Bildung von Milizkavallerie aus, die nach seiner Ansicht „immer unbrauchbar bleiben" würde, und dementsprechend hatten die ostpreußischen Stände sich dahin entschieden, nur ein sogenanntes National-Kavallerie-Regiment aus sorgsam ausgesuchten Freiwilligen auf guten Pferden zu errichten, das vielleicht der Linien-Kavallerie ähnlich werden konnte. Auf Wunsch der Staatsregierung hat man später aber auch östlich der Weichsel Landwehrkavallerie „nach Kosakenart" gebildet, und zwar 16

Schwadronen, wofür die Kopfstärke der 20 Landwehrbataillone um ungefähr je hundert Mann herabgesetzt wurde. Wir können heute allerdings kaum noch begreifen, daß man auf eine Reiterei aus unausgebildeten Mannschaften auf rohen Pferden irgend welches Gewicht legen konnte. In der damaligen Zeit hat man aber starke Reitermassen gerade für die Schlacht noch immer dringend verlangt und man verzichtete lieber auf die rasche Bewegung der Reiter als auf ihre Zahl. Man wußte außerdem, daß des Feindes gute Reiterei in Rußland völlig zugrunde gegangen war und daß seine Neuformationen keinen wesentlich höheren Wert haben konnten, als die Landwehrkavallerie.

Auf die Landwehr, deren Schöpfung für die Gesamtmonarchie erst am 17. März ausgesprochen wurde, war für die nächsten Monate noch nicht zu rechnen und auch die Neuformationen des eigentlichen Heeres, die zum Teil neben den Krümpern auch zahlreiche Rekruten aufnahmen, konnten eine gewisse Ausbildungszeit noch gut gebrauchen. Aber was Preußen ganz unmittelbar an fertigen Truppen verfügbar hatte, würde im Verein mit den zwar stark zusammengeschmolzenen aber siegesfrohen russischen Truppen völlig genügt haben, um die Trümmer der Franzosen bis an den Rhein zurückzuwerfen, den Volksaufstand in Nordwestdeutschland zu entfesseln und den deutschen Rheinbundfürsten die Möglichkeit des Anschlusses zu gewähren, mindestens sie zur Vorsicht in ihren Rüstungen für Frankreich zu mahnen. Aber das Gewicht der Persönlichkeit Napoleons lastete mit furchtbarer Schwere auf seinen Zeitgenossen und es gab nur wenig Männer, deren Blick frei genug und deren Mut kühn genug war, um die Gunst des Augenblicks zu erkennen.

Zu ihnen gehörten in erster Linie Blücher, der den Befehl über das in Schlesien gebildete preußische Hauptkorps übernahm, sein Stabschef Scharnhorst und sein

Generalquartiermeister Gneisenau. In diesem Hauptquartier durfte auch Clausewitz mitwirken. Scharnhorst hatte in der Mitte des März den Versuch gemacht, seine Wiederanstellung im preußischen Dienste herbeizuführen, und hatte ihm damals die ehrenden Worte geschrieben: „Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald mit Ihnen vereinigt zu sein. Ich habe nie Ihren großen Wert verkannt; recht gefühlt aber habe ich ihn erst in dieser Zeit, wo ich so viel zu tun hatte. Nur mit Ihnen verstehe ich mich, nur unsere Ideen vereinigen sich oder gehen in ruhiger Gemeinschaft nebeneinander in unveränderter Richtung."

Der König nahm Anstand, Scharnhorsts Bitte zu erfüllen, aber das ungewöhnlich kameradschaftliche Verhältnis der verbündeten Heere bot das Mittel zur Aushilfe: die Russen kommandierten Clausewitz — sogar mit eigenem Adjutanten — zu Blüchers Stab und er hat dort als Scharnhorsts Bureauchef während des ganzen Frühjahrsfeldzuges wie ein preußischer Offizier gearbeitet. „Blücher, Scharnhorst, Gneisenau — so schreibt er im April — behandeln mich mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältnis denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergeblich suchen."[4])

Am Tage von Großgörschen — 2. Mai — wurden alle Führungsmaßnahmen so eingehend von dem Russen Wittgenstein getroffen, dem die Gesamtführung des verbündeten Heeres oblag, daß Blücher seiner Neigung zur persönlichen Beteiligung am Kampfe unbedenklich folgen konnte. Er und alle Offiziere seines Stabes drangen an der Spitze der Truppen, besonders der Reiterei, in den Feind ein; Clausewitz gelangte mitten in ein feindliches Bataillon hinein, wo ihm „ein kleiner Franzose mit dem Bajonnet hinter dem rechten Ohre gesessen hat". Bei solcher Gelegenheit erhielt auch Scharnhorst jene anfangs ungefährlich erscheinende Verwundung, die ihm

nur das Reiten unmöglich machte, sich dann aber bei mangelhafter Pflege und bei Scharnhorsts rastloser Tätigkeit so verschlimmerte, daß einige Wochen später der Tod eintrat.

Scharnhorst ist in Blüchers Hauptquartier durch Gneisenau in so ausgezeichneter Weise ersetzt worden, daß sein Verlust nicht unmittelbar in den Ereignissen zum Ausdruck kam. Trotzdem hatte Clausewitz durchaus recht, wenn er ihn als „unersetzlich für die Armee, für den Staat und für Europa“ bezeichnete. Scharnhorst besaß vor Gneisenau den Vorzug der überlegenen Erfahrung in politisch-militärischen Verhandlungen und der größeren Selbstbeherrschung. Sein richtigster Platz in der Folgezeit wäre der als unmittelbarer militärischer Berater des Königs im Hauptquartier der drei Monarchen gewesen. Hier hätte seine glückliche Verbindung von klarem Blick, zähem Wollen und glänzender Überredungskunst das bedeutendste und segensreichste Wirkungsfeld gefunden.

Clausewitz blieb bei Gneisenau in der Stellung, die er bei Scharnhorst innegehabt hatte, nahm Anteil an den Beratungen, die zur Schlacht bei Bautzen — 20. und 21. Mai — führten, und seine Unterstützung mußte für Gneisenau um so wertvoller erscheinen, je mehr man sich gegen Ende Mai der Defensive in Schlesien näherte, wie sie ähnlich schon zwei Jahre vorher zwischen den beiden Männern verhandelt worden war. Als der Waffenstillstand den Operationen ein vorläufiges Ende bereitete, regte Gneisenau erneut die Zurückübernahme seines Gehilfen in den preußischen Dienst an, konnte sie aber nicht erreichen. Im Beginn des Waffenstillstandes schrieb Clausewitz eine sehr klare, übersichtliche Geschichte des Frühjahrsfeldzuges, welche das Vertrauen des preußischen Volkes und der ganzen Nation zu der Sache des Befreiungskampfes neu beleben sollte. Sie wurde ohne Angabe des Verfassers in Glatz gedruckt.

Inzwischen hatte die russisch-deutsche Legion, auf deren Listen Clausewitz schon vom Herbst des Jahres 1812 ab als erster Generalstabsoffizier stand, ihre Formation vollendet und wurde zu Schiff nach der Odermündung befördert, um der neuzubildenden Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden einverleibt zu werden. Anfang August ging Clausewitz zu der neuen Bestimmung ab.

Die russisch-deutsche Legion bestand hauptsächlich aus Preußen, die sich aus der Heimat entfernt hatten, um gegen die Franzosen zu dienen oder die im Feldzuge von 1812 von den Russen gefangen genommen waren; daneben aber auch aus Deutschen aller anderen Gebiete unseres Vaterlandes und aus Russen. Sie war vorwiegend von preußischen Offizieren befehligt, wurde nach preußischen Vorschriften geübt und bildete um diese Zeit eine Division von sechs Bataillonen, einer Jäger-Kompagnie, acht Schwadronen und zwei Batterien. Sie trat zu einem Armeekorps zusammen mit der stärkeren britisch-deutschen Legion, ferner mit einer schwachen schwedischen Division, mit einer mecklenburgischen und einer hanseatischen Brigade, endlich mit dem preußischen Freikorps Lützows und einigen Kosakenregimentern unter Tettenborn. Den Befehl über diese buntscheckige Masse von 27000 Mann, deren Ausbildung zum Teil noch recht rückständig war, erhielt der Generalleutnant Graf Wallmoden-Gimborn. Er hatte nacheinander in hannöverschen, preußischen und österreichischen Diensten gestanden, war jetzt russischer General und hat demnächst auch den englischen Generalsrang erhalten, als die Soldzahlung für die Legion auf Englands Konto überging. Clausewitz, dem er sofort die Generalquartiermeistergeschäfte für das ganze Korps übergab, schildert Wallmoden als einen Soldaten von mehr als gewöhnlicher Begabung. Er rühmt vor allem seine persönliche Tapferkeit, seine stolze Ruhe im Gefecht und erzählt, daß Wallmoden beim ersten Zusammentreffen

mit dem Feinde dreimal auf 80 Schritte Entfernung vor der Front eines feuernden feindlichen Bataillons entlang ritt, „so daß jeder von uns das Bataillon hätte kommandieren können". Er schreibt im Dezember an Gneisenau: „Brauchen Sie einen Avantgarden-General, der vorsichtig ist und wachsam, der Geist des Arrangements hat, an alles denkt und die Armee sichert, so nehmen Sie sich Wallmoden. Was dem Unternehmungsgeist fehlt, können Sie durch Nachdruck von hinten leicht ersetzen."

Die Aufgabe, die Wallmoden vom Kronprinzen von Schweden, dem Oberfeldherrn der Nordarmee gestellt war, muß nun freilich als eine solche bezeichnet werden, die dem Unternehmungsgeist nicht viel Spielraum ließ. Angesichts der an Zahl und innerer Tüchtigkeit überlegenen französisch-dänischen Streitkräfte, mit welchen Davout in und bei Hamburg stand, schrieb die Direktive Bernadottes einerseits die unmittelbare Sicherung der rechten Flanke der Nordarmee, andererseits aber auch die unbedingte Sicherung des schwedischen Landungspunktes Stralsund vor. Da Stettin in der Hand der Franzosen war, kann man gegen die letztere Forderung sicherlich nichts einwenden und auch der Schutz der rechten Flanke der Nordarmee lag durchaus in den Verhältnissen. Aber man kann doch fragen, ob es zweckmäßig vom Kronprinzen war, seinem Unterfeldherrn für den Fall des feindlichen Vorgehens ausdrücklich ein divergierendes Zurückgehen zu befehlen, so daß 10000 Mann die Richtung auf Stralsund, die Hauptmasse (17000 Mann) die ungefähre Richtung auf Berlin einzuschlagen hatten. Es wurde dadurch gerade das Verhältnis herbeigeführt, welches die damalige Zeit nach Napoleons glänzenden Leistungen auf der inneren Linie am meisten fürchtete, und das auch einem bewährten Truppenführer gegenüber als durchaus ungünstig erscheinen konnte. Hätte der Kronprinz einen größeren Spielraum gelassen, so konnte Wallmoden seine Kräfte zusammenhalten und

nach Umständen die eine Richtung unmittelbar, die andere aber flankierend decken. Seine große Überlegenheit an Kavallerie wäre ihm dabei ebenso zum Vorteil gewesen, wie die Eigentümlichkeit des mecklenburgischen Kriegsschauplatzes mit seinen Seeabschnitten, Brüchen und tiefeingeschnittenen Wasserläufen.

Davout eröffnete die Feindseligkeiten gleich nach Ablauf des Waffenstillstandes (17. August) mit dem Vormarsch in östlicher, fast südöstlicher Richtung gegen das Gros Wallmodens. Als dieser fechtend auswich, wendete Davout sich nach Nordosten, wo der zum Schutze von Stralsund bestimmte schwedisch-mecklenburgische Heerteil stand, folgte ihm aber nur mit Vortruppen und bezog mit den Hauptkräften eine durch zahlreiche Seen gedeckte, sehr starke Stellung bei Schwerin, also in der Mitte zwischen den beiden Gruppen der Verbündeten. Die Franzosen hier anzugreifen, war ganz unmöglich. Man beschränkte sich darauf, sie durch fortwährende kleine Kämpfe auf ihrer rückwärtigen Verbindung zu beunruhigen, bei deren einem Theodor Körner seinen schönen Soldatentod fand. Da der schwedische General Vegesack mit dem schwächeren rechten Flügel anfänglich gleich sehr weit zurückgegangen war und der Kronprinz für diesen Fall neuerdings nochmals den Abmarsch Wallmodens auf Berlin forderte, so wurde demnächst der Marsch dorthin angetreten, um bei der dort erwarteten Hauptentscheidung dabei zu sein. Der Erfolg von Großbeeren — 23. August — machte die Fortsetzung des Marsches überflüssig und befreite zugleich von der besonderen Sorge für die rechte Flanke des Kronprinzen. Wallmoden beschloß daher, sein ganzes Korps nach seinem rechten Flügel hin zusammenzuziehen, von hier aus geschlossen gegen die Detachierungen Davouts vorzugehen und ihn seiner Verbindung mit Hamburg völlig zu berauben.

Aber gleichzeitig — 2. September — gab Davout seine vorgeschobene Stellung auf und ging bis an die

zusammenhängende starke Flußlinie der Steckenitz, Wackenitz und Trave zwischen Lauenburg und Lübeck zurück. Hier besetzte er die wichtigsten Übergangspunkte mit ausreichenden Abteilungen und nahm mit den Hauptkräften eine starke Stellung auf der feindlichen Seite in der Mitte der ganzen Verteidigungslinie. Sie lag östlich von Ratzeburg und war durch Seen, Sümpfe und Schanzen für die Kampfmittel Wallmodens unangreifbar, zugleich aber ein weitläufiger Brückenkopf, der die Offensive auf dem östlichen Flußufer ermöglichte.

In Wallmodens Hauptquartier glaubte man sich dieses Zurückweichen Davouts anfänglich nicht anders als durch einen Befehl Napoleons zur Absendung bedeutender Streitkräfte nach Sachsen erklären zu können. Es wurde beschlossen, die feindliche Front nur durch Vegesack und einige Reiterei zu beobachten, mit den Hauptkräften aber nach Dömitz (12 Meilen oberhalb Hamburg) zu gehen, hier eine Brücke zu schlagen und den auf dem linken Elbufer abmarschierenden Gegner anzugreifen. Die erste Bewegung war ausgeführt und die Brücke geschlagen, als man die Gewißheit erhielt, daß die Voraussetzung falsch war, daß Davout nicht an einen solchen Abmarsch dachte. Natürlich ging das Gros wieder in die Nähe der feindlichen Stellung auf dem rechten Elbufer vor. Gleich darauf aber ergaben die Papiere eines gefangenen Kuriers, daß eine kleinere Unternehmung der vorausgesetzten Art allerdings stattfinden werde, daß nämlich der französische General Pécheux mit einer schwachen Division von Hamburg aus in Marsch gesetzt werden solle, um das linke Elbufer vor den Streifereien der Verbündeten zu sichern und die Verbindung mit Magdeburg wieder herzustellen. Wallmoden führte daraufhin am 15. September bei Dömitz etwa 12000 Mann, darunter 3000 Reiter, über die Elbe und mit diesen hat er am Tage darauf nach einem starken Tagemarsch in westlicher Richtung, auf der Nordseite des Göhrde-Waldes dem

General Pécheux eine empfindliche Niederlage bereitet. Der Feind war freilich nur 3000 Mann stark, mit wenig Reitern und Geschützen, aber er schlug sich vortrefflich und es war für die mangelhaft geübten Truppen der russisch-deutschen und britisch-deutschen Legion eine durchaus anerkennenswerte Leistung, daß sie ihm die Hälfte seiner Stärke außer Gefecht setzten, ihm alle Geschütze und Munitionsfuhrwerke abnahmen und einen Adler eroberten. Clausewitz äußert sich einige Tage später über das Gefecht: „Ich kann mit Überzeugung sagen, was Gneisenau mir von der Schlacht an der Katzbach schreibt: Wären meine Dispositionen ganz angenommen worden, so hätte vom feindlichen Korps nichts, aber auch gar nichts entkommen müssen. — Auch würden wir den Divisionsgeneral Pécheux selbst bekommen und 800—1000 Gefangene mehr gemacht haben, wäre der Graf zu persuadieren gewesen, die Kavallerie noch eine Stunde weiter verfolgen zu lassen; denn es war noch nicht völlig dunkel."

Das Gefecht an der Göhrde war die entscheidendste Begebenheit im Feldzug an der Niederelbe. Davout gab jeden Versuch zur Beherrschung des linken Elbufers auf und beschränkte sich auf die Behauptung seiner Stellung Lauenburg — Ratzeburg — Lübeck, hinter welcher Hamburg zu immer größerer fortifikatorischer Stärke ananwuchs. Wallmoden, der gar keine schwere Artillerie besaß, war nicht stark genug, um diese Linie zu durchbrechen; es war aber nicht nur untunlich, ihm weitere Kräfte zu überweisen, es wäre sogar ein Fehler gewesen. Clausewitz hat seinen freien Überblick über die Kriegslage gerade in den Tagen vor dem Gefecht an der Göhrde dadurch gezeigt, daß er die zeitweise Verstärkung des Wallmodenschen Korps durch eine preußische Landwehr-Brigade als fehlerhaft bezeichnete und ihre Zurückberufung mit Befriedigung begrüßte. Der Korpsbefehlshaber und Stabschef der verbündeten Truppen an der Niederelbe

haben auch immer wieder verſucht, die Abberufung der ruſſiſch-deutſchen Legion auf den Hauptſchauplatz der Kriegshandlung zu erreichen, es iſt ihnen aber nicht gelungen. Es war eine geringe Entſchädigung für dieſe erzwungene Untätigkeit, daß die leichten Truppen, zumal Tettenborn, ihre Streifereien immer weiter ausdehnten und kurz vor der Völkerſchlacht bei Leipzig den Gegner ſelbſt aus Bremen vertrieben.

Vor Hamburg blieb die Sachlage im weſentlichen unverändert, bis zu Anfang Dezember der Kronprinz von Schweden herankam, um ſeinen beſonderen Strauß mit Dänemark auszufechten. Jetzt mußte ſich Davout mit ſeinen franzöſiſchen Truppen auf Hamburg ſelbſt zurückziehen, wo er ſich bis zum Ende des Krieges behauptete. Die Dänen aber traten den Rückzug über Kiel an. Der Kronprinz folgte ihnen und Wallmoden verſuchte mit der Maſſe ſeines Korps, ſie von Rendsburg bzw. Schleswig abzuſchneiden. Am 10. Dezember kam es bei Seheſtädt, nordöſtlich Rendsburg an der alten Eider, zu einem heftigen Gefecht, während deſſen ſich Clauſewitz lange mit der Hoffnung trug, die völlige Einſchließung und Vernichtung der Dänen zu erreichen. Aber mehrere Mißgeſchicke, vor allem das Ausbleiben der Schweden, zwangen dazu, den Dänen den Weg nach Rendsburg ſchließlich freizugeben. „Es iſt ein abſcheuliches Gefühl“ — ſchrieb Clauſewitz — „einem ſo glänzenden Erfolg ganz nahe geweſen zu ſein und ihn verfehlt zu haben. Zwar hat uns der Kronprinz mit Lobſprüchen überhäuft, aber was iſt das für ein Erſatz.“

Es folgten Waffenſtillſtands- und Friedensverhandlungen, während deren Wallmoden zuerſt die Einſchließung von Rendsburg, ſpäter die Blockade von Hamburg zu bewirken hatte. Mitte Februar marſchierte er dann mit der ruſſiſch-deutſchen Legion nach den Niederlanden ab, wo Bülow von Dennewitz bereits ſeit Ende November beſchäftigt war, Platz auf Platz

zu erobern, und wo man weiterer Kräfte bedurfte, um Bülow für die Operationen im Herzen Frankreichs freizumachen.

In den letzten Märztagen trat die Legion westlich Brüssel in Fühlung mit dem Feinde, mit General Maison, der sein aus den niederländischen Festungen herausgezogenes Korps nach dem Innern Frankreichs zurückzuführen beabsichtigte. Es kam aber nicht mehr zum Schlagen. Um dieselbe Zeit kämpften die Hauptheere den letzten Entscheidungskampf vor der feindlichen Hauptstadt und durch den Sieg von Paris ward das große Ziel der Überwindung Napoleons endlich erreicht.

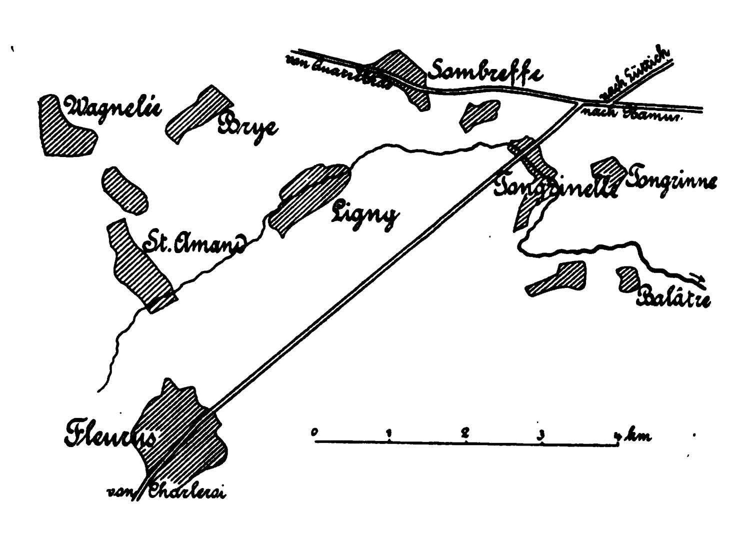
Die russisch-deutsche Legion wurde bald nach Beendigung der Feindseligkeiten in preußische Dienste übernommen. Clausewitz, dem der Kaiser von Rußland neben mehreren Kriegsorden und einem Ehrensäbel zuletzt auch den Oberstenrang verliehen hatte, erhielt gleich zu Anfang April ein Patent als preußischer Oberst von der Infanterie und blieb bei der Legion, deren Stärke gleichzeitig verringert und die in Quartiere am Niederrhein verlegt wurde. Im Sommer 1814 suchte er in Aachen Heilung von einem Gichtleiden, das ihm während des Krieges oft die heftigsten Schmerzen bereitet hatte, machte dann eine Rheinreise mit seiner Gattin und hat im Herbst und Winter längere Zeit das Kommando der Legion geführt. Im Februar 1815 ging er abermals nach Aachen, um die Kur zu wiederholen. Als die Rückkehr Napoleons von Elba Europa aufs neue zu den Waffen rief, erhielt er die ehrenvolle Bestimmung zum Chef des Generalstabes des III. preußischen Armeekorps, das von dem vormals sächsischen General Thielmann befehligt wurde und zum Blücherschen Heere gehörte.

Der kurze Feldzug von 1815 in den Niederlanden ist ist eine der spannendsten und lehrreichsten Kriegshandlungen aller Zeiten. Immer wieder wird man die

Geschicklichkeit bewundern müssen, mit der Napoleon um die Mitte Juni sein Heer versammelte, um es überraschend gegen den Punkt der Grenze vorzuführen, wo die weitläufigen Kantonnierungsquartiere des preußischen und des englisch-niederländischen Heeres sich berührten; immer bleibt die Kraft und Folgerichtigkeit des höchsten Lobes wert, mit der er demnächst seine letzte Operation auf innerer Linie durchgeführt hat. Aber noch höher wird man es zu allen Zeiten stellen müssen, daß der von ihm zuerst geschlagene, wirklich geschlagene Gegner sich so verhielt, als wenn ihm kein Leid geschehen sei, daß Blücher am zweiten Tage nach der Niederlage dem schwer gefährdeten Wellington zu Hilfe kommen und dessen Schlacht zu entscheiden vermochte. Diese preußische Tat ist um so größer, als die innere Tüchtigkeit zahlreicher preußischer Truppen, der Landwehren, doch immer noch eine sehr mäßige war, während das Heer des Gegners vorwiegend aus den erprobten Veteranen der Napoleonischen Kriegsperiode bestand. Dieses Heer war, wie Clausewitz es ausdrückt, „veredelt durch eine mehr als zwanzigjährige Folge von Siegen, so daß es in seiner ursprünglichen Ordnung das dichte Gefüge, die Unzerstörbarkeit, man möchte sagen: auch den Glanz eines Edelsteins zeigte“.

Blücher hat sich am 16. Juni zur Schlacht bei Ligny gestellt, weil er nach schriftlicher und mündlicher Zusage auf Wellingtons Eingreifen im Laufe des Nachmittags rechnete. Nur unter dieser Voraussetzung war er berechtigt, davon abzusehen, daß sein eigenes IV. Armeekorps — Bülow — den Anschluß noch nicht erreicht hatte, und nur unter dieser Voraussetzung konnte er die merkwürdige Aufstellung mit um 4 km vorgeschobenem rechtem Flügel wählen, die sich später als so nachteilig erwies, weil sie dem Feinde die Zertrümmerung dieses Flügels erleichterte. Blücher hatte in den vergangenen Feldzügen deutlich genug gezeigt, daß er Klugheit mit

Kühnheit zu verbinden wußte. Wenn er nicht an das Eingreifen Wellingtons geglaubt hätte, so würde er am 16. Juni den notwendigen Schritt rückwärts ohne weiteres getan haben, ohne sich durch irgend welche Scheu vor dem Eindruck des Zurückgehens abhalten zu lassen. Will man aber annehmen, daß Blücher sich auch ohne Bülow für stark genug zum Widerstande gehalten habe und daß




er in der nächsten Nähe seines Bundesgenossen bleiben wollte, um dadurch auf dessen eigenes Verhalten zu wirken, dann kann man sich seine Schlachtstellung auch nicht anders denken als in der vorher für die Defensivschlacht ausgesuchten Linie, in der am Schlachttage nur der linke Flügel, das III. Armeekorps stand. In dieser Linie (Sombreffe—Tongrinelle—Balâtre) hinter einem

Bach mit sumpfigen Rändern hätte die Armee nach Clausewitz' Urteil eine vortreffliche überhöhende Aufstellung für ein bis zwei Armeekorps gefunden, und wenn sie dann ein drittes Korps in Reserve behielt, so war sie vor jedem wirklichen Mißgeschick gesichert, konnte selbst den bereits entsponnenen Kampf rechtzeitig wieder abbrechen und auf Bülow zurückgehen.

Nun ist Wellington nicht gekommen, weil er nicht genug Truppen zu vereinigen vermochte und sich bei Quatrebras selbst von einem starken französischen Heerteil unter Ney angegriffen sah. Der zur Begünstigung und Erleichterung des englischen Angriffs so weit vorgeschobene rechte Flügel der Preußen (Wagnelée—St. Amand—Ligny) wurde daher durch Napoleon von zwei Seiten gepackt, die ungewöhnliche und schwierige Lage führte zu einigen wenig zweckmäßigen Maßnahmen und schließlich siegte die überlegene Kriegskunst des Gegners: der Hauptbrennpunkt des Kampfes, das Dorf Ligny, fiel in die Hände der Franzosen.

Wenn man heute die Lage überschaut, so drängt sich die Lage auf: Warum ist das III. Korps nicht offensiv geworden? Warum hat es den entscheidenden Angriff des Feindes auf Ligny nicht seinerseits flankiert? Da ist nun zunächst festzustellen, daß Napoleon unter dem Marschall Grouchy eine Infanteriedivision und etwa drei Kavalleriedivisionen gegen die Front des III. Armeekorps vorgeschoben hatte, um dieses zu beschäftigen und vom Eingreifen abzuhalten. Grouchy hat diese Aufgabe auch in musterhafter Weise aufgefaßt, indem er mit seiner Infanterie an den Bachübergängen ein hinhaltendes Angriffsgefecht führte, das stets mit dem Hauptangriff drohte, ohne ihn auszuführen. Die zahlreiche französische Kavallerie aber hielt sich ständig bereit und hat, als eine preußische Kavalleriebrigade den Bach überschreiten wollte, sofort deren vorderste Abteilungen angegriffen und ihnen eine Batterie abgenommen. Will man die Verhältnisse

richtig beurteilen, so darf man nicht übersehen, daß die Kavallerie damals der Infanterie gegenüber eine ganz andere Gefechtskraft besaß als heutzutage und daß für die Infanterie das Vordringen aus Engpässen im Angesicht entwickelter Kavallerie zu den allerschwierigsten Aufgaben gehörte.

Freilich, wenn ein allgemeiner Angriff des ganzen III. Korps angeordnet worden wäre, so hätte Grouchy schwerlich widerstehen können. Wir dürfen aber nicht fordern, daß Thielmann und sein Berater Clausewitz selbständig zu einer solchen Maßregel schritten. Nach der ganzen Anschauung der Zeit und auch nach der Überzeugung von Clausewitz ist die Hauptschlacht — „der konzentrierte Krieg" — ein Kunstwerk, das der Feldherr nach seinem eigensten Willen gestaltet und in dem die Selbständigkeit der Unterführungen sich nicht auf die Grundlinien der Gesamthandlung erstrecken darf. Das III. Korps hatte klar und deutlich eine Defensivaufgabe erhalten. Die Oberleitung bestätigte diesen Grundgedanken auch im Laufe des Kampfes noch einmal ausdrücklich, indem sie dem Korps einen Teil seiner Kräfte abforderte, um sie auf dem andern Flügel zu verwenden. Wir sind heute daran gewöhnt, daß die höhere Führung ihre Aufgaben nach Zweck und Ziel hinstellt, die Mittel aber überläßt und daß bei den Unterführungen sich der Geist der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit zum Heile des Ganzen jederzeit und überall hervordrängt. Damals waren von solcher Anschauung doch nur die ersten Anfänge vorhanden, im ganzen aber regierte naturgemäß das Vorbild des französischen Kaisers, der mit meisterhaften Anordnungen in bindendster Form seine Schlachten zu leiten und jede Abweichung von seinem Befehl mit Strenge zu ahnden pflegte. Wir wissen jetzt, daß diese Strenge der Grund war, warum die französischen Generale trotz aller Kriegserfahrung verhältnismäßig wenig leisteten; es ist aber nicht zu verlangen, daß die damalige

Zeit schon ähnlich geurteilt hätte. So hat auch Clausewitz, der ein Mann von rückhaltloser Wahrheitsliebe war, eine Versäumnis nur darin erblickt, daß das preußische Oberkommando über das III. Korps „nicht gehörig verfügt" habe, und er hat nirgends auch nur die leiseste Andeutung in dem Sinne gemacht, als ob das Korps selbst auch anders hätte handeln können.

Am Abend der Niederlage, während Blücher nach schwerem Sturz mit seinem verwundeten Pferde eben aus dem Kampfgetümmel gerettet wurde, gab Gneisenau die ewig denkwürdige Weisung zum Rückzuge nach Norden aus, welche das Schicksal des Krieges wenden sollte, d. h. er gab die natürliche Rückzugsrichtung des preußischen Heeres nach dem Rheine hin auf, um sich dem Bundesgenossen zu nähern. Das weitere Ziel des Marsches wurde demnächst Wavre, zwei Meilen östlich der Stellung von Waterloo, in der Wellington seine Armee versammelte. Das III. Korps deckte den preußischen Rückzug und trat erst in der Frühe des folgenden Tages in gleicher Richtung an, das noch fehlende IV. Korps — Bülow — wurde auf Transversalwegen herangeführt. Marschall Grouchy, mit zwei Infanterie- und anderthalb Kavallerie-Korps auf die Verfolgung der Preußen angesetzt, trat fehlerhafterweise erst spät an und ging zunächst in der falschen Richtung nach dem Rhein vor, so daß der ganze 17. Juni verlief, ehe er zur Klarheit über die Sachlage kam.

Am 18. gegen Mittag entbrannte bei Waterloo das Ringen zwischen Napoleon und Wellington, das Blücher durch einen mächtigen Flankenangriff zu entscheiden gedachte. Leider liefern die preußischen Anordnungen ein sehr deutliches Beispiel, wie wenig entwickelt die Kunst der taktischen Befehlsgebung damals war. Die alten Formen, nach denen das Heer Friedrichs des Großen in seinen Marschbewegungen geleitet wurde, waren unbrauchbar geworden und für das zurzeit Notwendige hatte sich noch keine sichere Praxis gebildet. So trug

Gneisenau kein Bedenken, das IV. Armeekorps, weil es ganz frisch war, von der entferntesten Stelle aus an die Spitze der Bewegung zu nehmen und es durch die Aufstellung des näherstehenden II. Armeekorps hindurchzuziehen, welches dann erst auf derselben Straße zu folgen hatte. Für den Abmarsch der Trains und Bagagen nach Norden war nicht richtig vorgesorgt und die Bewegung des, dem neuen Kampfplatz am nächsten stehenden, I. Armeekorps war nicht mit der gebotenen Sorgfalt geregelt. Aus allen diesen Gründen erfolgte Blüchers Eingreifen um mehrere Stunden später als es möglich und bei dem furchtbaren Ernst des englisch-französischen Kampfes auch dringend erwünscht war. Napoleons taktische Fehler in der Durchführung seiner letzten Schlacht und die Ausdauer Wellingtons haben dafür gesorgt, daß die Preußen trotzdem nicht zu spät kamen. Die Tatsache der preußischen Führungsfehler wird hier nur darum erörtert, weil selbst ein so ungewöhnlich durchgebildeter Generalstabsoffizier wie Clausewitz die eigentlichen Ursachen der Verzögerung nicht erkannt hat — wie seine vortreffliche Geschichte des Feldzugs deutlich zeigt —, weil also damit dargetan wird, daß die moderne Kunst des sorgfältigen Rechnens mit Marschlängen und Aufmarschzeiten damals noch recht unentwickelt war.

Am Nachmittage des 18. Juni wurde das zur Arrieregarde bestimmte III. Korps bei Wavre von Grouchy angegriffen. Die Stellung des Korps auf dem mäßig hohen Uferrand der Dyle war gut, die verfügbare Streitkraft aber war, nachdem sich eine Brigade irrtümlich dem Marsch auf Belle-Alliance angeschlossen hatte, noch nicht halb so stark, als die Armeeabteilung des Feindes (15000 gegen 34000). Trotzdem wurde am 18. die Stellung behauptet und erst in der Frühe des 19. zwang eine westlich ausholende Umfassung der Franzosen zu ihrer Räumung und zum Rückzug. Auch der Umstand, daß man auf preußischer Seite um diese Zeit bereits die Siegesbotschaft

von Belle-Alliance in der Hand hatte, konnte an der Notwendigkeit des Zurückgehens nichts ändern, es wäre vielmehr durchaus falsch gewesen, wenn man dem Feinde hier die Gelegenheit zu einem leichten Siege gegeben hätte. Ja, das Ausweichen konnte sich als sehr vorteilhaft erweisen, wenn es den Gegner noch weiter nach Norden zog und dadurch den Siegern von Belle-Alliance das Verlegen des Rückzugs erleichterte. Aber freilich hätte man trotz der bedeutenden Überlegenheit Grouchys an Reiterei dafür sorgen müssen, daß der Marschall in keinem Augenblick unbeobachtet blieb und nach dieser Richtung haben die Führer der Arrieregarde und der Reiterei des III. Korps jedenfalls nicht alles getan, was sie tun konnten. So gelang es Grouchy, durch raschen Abmarsch hinter seiner stehenbleibenden Avantgarde einen erheblichen Vorsprung zu gewinnen, ehe das III. Korps zur Verfolgung ansetzte, und auch dem vom Oberkommando eingeleiteten Versuche des Abschneidens hat er sich durch Geschick und Schnelligkeit zu entziehen gewußt.

Es braucht hier nicht auf die wundervolle taktische und strategische Ausnutzung des Sieges von Belle Alliance durch Blücher und Gneisenau eingegangen zu werden; es genügt die Bemerkung, daß sie auch Wellington zu einem für seine Verhältnisse und Gewohnheiten unglaublich schnellen Vormarsch auf Paris hinriß. Die rasche Verfolgung machte Napoleon jeglichen weiteren Widerstand unmöglich und ließ ihn den Glauben an sich selbst und an die Treue Frankreichs verlieren, so daß ihm die Zügel aus den Händen glitten; der geschickte preußische Umgehungsmarsch auf die nur schwach verschanzte Südseite von Paris überzeugte auch die interimistische Regierungskommission, daß kein weiterer Kampf mehr möglich sei. Während die Hauptheere der Verbündeten erst die östlichen Grenzen Frankreichs überschritten, wurde am 3. Juli den Siegern aus den Niederlanden die Übergabe der Hauptstadt bewilligt. Das III. Armeekorps zog

einige Tage darauf in Paris ein, an demselben Tage, an welchem Ludwig XVIII. aufs neue Besitz von seinem Thron ergriff. Clausewitz hat das Glück des herrlichen Sieges voll und ganz empfunden; die Freude wurde ihm aber etwas vergällt durch die Erkenntnis, wie groß die Abneigung und Mißgunst der Bundesgenossen gegen Preußen war und wie gering die Früchte des Riesenkampfes für Deutschland im ganzen ausfallen würden. Auch war er mit dem sehr bestimmten und vielleicht etwas schroffen Auftreten Blüchers in jenen Tagen nicht einverstanden, weil er sofort erkannte, daß es der kühler rechnenden Politik Wellingtons in die Hände arbeitete und die Vereinzelung Preußens nur vergrößern konnte. Als das III. Korps gegen Ende Juli 1815 von der Gegend von Paris nach der von Le Mans verlegt wurde, wo es längere Zeit verbleiben sollte, ließ Clausewitz seine Gattin dorthin nachkommen. Unmittelbar nach dem zweiten Pariser Frieden, zu Anfang Oktober, wurde er zum Chef des Generalstabs bei dem nunmehrigen General der Infanterie v. Gneisenau ernannt, der das neuerrichtete Generalkommando am Rhein übernahm.

## V. Stille Arbeit.

Mit dem Eintritt in die neue Stellung schien für Clausewitz eine Zeit wohlverdienten Glückes beginnen zu wollen. Die erste Einrichtung des preußischen Heerwesens in den neuerworbenen Provinzen verlangte zweifellos seine volle Hingebung, war aber auch geeignet, dem arbeitsfreudigen Mann große Befriedigung zu gewähren. Zum Stabe des Generalkommandos gehörte eine Reihe ihm sympathischer Offiziere, darunter Scharnhorsts Sohn Wilhelm, der jetzt aus dem spanischen Dienst in die Heimat zurückgekehrt war, ferner Graf Carl v. d. Groeben

und O'Etzel, die sich später um die Herausgabe des Clausewitzschen Nachlasses verdient gemacht haben, sowie Heinrich v. Hellwig, der kühne Parteigänger aus der Kriegszeit. Aus dem weiteren Umgangskreis sind zu nennen: der geistvolle Präsident des Revisionshofes v. Meusebach und der lebensfrohe und zugleich tiefernste Dichter Max v. Schenkendorf, der als Regierungsrat die Militärangelegenheiten der Rheinprovinz bearbeitete; demnächst auch der neue Oberpräsident v. Ingersleben, dessen vortreffliche Amtsführung von hoher Bedeutung für die Verschmelzung der neuen Gebiete mit dem preußischen Staate war. Für diesen ganzen Kreis bildete Gneisenaus liebenswürdige Persönlichkeit den Mittelpunkt und wirkte durch Vielseitigkeit der geistigen Interessen und durch einfache Gastfreiheit dahin, daß der gesellige Verkehr stets eine Erholung blieb. Das Ehepaar Clausewitz aber stand hoch in Gneisenaus Gunst.

Die volle Freude sollte indessen nur kurze Zeit dauern. Gneisenau reichte schon Anfang April 1816 ein Gesuch an den König ein, in dem er um die Enthebung von seinem Amte bat. Es lag bei ihm einerseits der wohlberechtigte Wunsch vor, sich seiner Privatverhältnisse gründlicher als bisher anzunehmen, seinen Landbesitz selbst zu bewirtschaften und für die Erziehung seiner Kinder mehr als bisher zu sorgen. Andererseits zog er sich zurück, weil ihm Verdächtigungen und mißgünstige Urteile die Freude am öffentlichen Wirken verdarben.

Es ist eigentlich unbegreiflich, aber es war doch unverkennbar so, daß mit der Wiederherstellung des Friedens sich auch sofort jene Anschauungen wieder hervorwagten, die wir gleich nach der Niederlage als Widerstände gegen die Reform kennen gelernt haben. Sie gingen jetzt darauf aus, das Alte zurückzuführen, mindestens aber jeder Weiterentwicklung der Einrichtungen vorzubeugen, die in der Zeit der Not und Trübsal entstanden waren. Nun hatte das preußische Heer der Be-

freiungskriege durch seine leidenschaftliche Hingebung an die Sache zuweilen schon für die Bundesgenossen, zum wenigsten für die österreichischen Staatsmänner und Feldherrn, etwas fast Unheimliches gehabt, und sogar Kaiser Alexander hatte gelegentlich die Befürchtung geäußert, er müsse vielleicht dem König von Preußen noch einmal gegen seine Armee zu Hilfe kommen. In ähnlichem Sinne ist nach dem Kriege wohl auch in Preußen von verbissenen Freunden der alten Ordnung geurteilt worden und wenn dann das Witzwort von „Wallensteins Lager am Rhein“ auftauchte, so war das nur eine weitere Folgerung, denn Gneisenau war nach Scharnhorsts Tode der erste und hervorragendste Vertreter der neuen Gedanken.

Da der König dem Wunsche Gneisenaus anfänglich nur durch Gewährung eines unbestimmten Urlaubs entsprechen wollte, so hat sich Clausewitz ernstlich bemüht, den General von seinem Entschlusse zurückzubringen. Er stellte ihm vor, daß die Armee nicht reich genug an bedeutenden Männern sei, um ohne Nachteil einen Gneisenau zu entbehren. „Daß Eure Exzellenz dem Staate ebenso nützlich als Soldat werden könnten, wenn sie in Berlin oder in Schlesien lebten, würde wahr sein, wenn es überall und immer so wäre, wie es sein sollte. Aber daß Ihre Wirksamkeit in Ihrer jetzigen Stelle eine solche ist, die nicht bloß von persönlichen Verhältnissen, selbst nicht von Euer Exzellenz augenblicklicher Entschließung abhängt, gibt ihr einen großen Vorzug; denn wenn Euer Exzellenz ganz frei sind, so kann ich mir vielerlei Fälle denken, wo Sie mit Ihrer Meinung zurück treten oder bleiben werden, während in Ihrer jetzigen Stellung die Geschäftspflicht sie Ihnen abfordert. Wie die Armee, wenn Euer Exzellenz sich aus aller Wirksamkeit entfernen, eines ihrer moralischen Gewichte verliert, wodurch der Ungunst und Gesinnungslosigkeit entgegengewirkt wird, müssen Euer Exzellenz selbst fühlen. Außer Ihnen gibt es unter

den bekannten Offizieren fast nur noch einen eminenten Menschen" — er meint Grolman — „der aber durch seinen Geistesdepotismus teils die Machthaber und ihre blinden Anhänger leicht in offenbaren Aufstand gegen sich bringen, teils diejenigen, welche sich, abgeschreckt von der Leerheit der anderen, geistig an ihn anschließen, auch geistig völlig tyrannisieren wird. Dies könnte für den Krieg gut sein, für den Frieden aber, zur freien Entwickelung der Talente und Kräfte, welche in unserer militärischen Jugend keimen, taugt es nicht; dazu bedarf es eines milderen Himmels."

Diese Äußerung ist wieder ein deutlicher Beweis von der tiefen Menschenkenntnis und der zutreffenden Beurteilung der Zeitverhältnisse bei unserem Clausewitz. Die Zeitperiode, an deren Anfang man in jenem Augenblicke stand, ist für die Ausbildung unseres preußischen Heeres keine glückliche gewesen und für „die freie Entwicklung der Talente und Kräfte, welche in unserer militärischen Jugend keimen", wurde wenig gesorgt. Scharnhorst hatte für die Hauptwaffe, für die Infanterie, im Jahre 1812 ein Exerzier-Reglement hergestellt, das nach unseren heutigen Anschauungen als ein wahres Meisterstück bezeichnet werden muß und welches, wenn es im Sinne und Geist seines Verfassers gehandhabt wurde, für die Erziehung der militärischen Jugend zur Selbständigkeit und Selbsttätigkeit in hohem Grade geeignet war. Wenige einfache Formen, die dem Bedürfnis der damaligen Taktik entsprachen und ebenso einfache Grundsätze für das Gefecht, das war sein Inhalt, der sich in den Feldzügen glänzend bewährte. Es war darin auch ganz ausdrücklich gesagt, daß alle zusammengesetzten und gekünstelten Bewegungen, die man vor dem Feinde nie anwenden wird, auch von den Übungsplätzen verbannt sein müssen. „Sie erweitern ohne Not und Nutzen das Gebiet der Elementartaktik, führen zu falschen Ansichten und fesseln die Aufmerksamkeit auf Gegenstände,

deren sorgfältige Bearbeitung zur Erreichung militärischer Zwecke nutzlos ist."

Aber kaum war der Friede wieder hergestellt, so gingen die Exerzierkünstler ans Werk und suchten jenen verderblichen Formalismus wieder zurückzuführen, der bis 1806 die preußischen Exerzierplätze beherrscht hatte. Wo Scharnhorst absichtlich Spielraum gelassen hatte, damit man mit Freiheit je nach Umständen handeln könne, da sahen sie Lücken, deren schleunigste Ausfüllung ein Gebot der Zucht und Ordnung war. Man wollte nicht erkennen, daß die Vorschrift in erster Linie für den Ernstfall und den Gebrauch im Gelände bestimmt war, und verlangte dringend nach immer neuen Formbestimmungen, die jeden Schritt auf dem Exerzierplatz mit vollkommenster Gleichmäßigkeit regelten. Während Scharnhorst es für durchaus unbedenklich gehalten hatte, wenn bei der Entwicklung einer Kolonne zur Linie der ursprünglich rechte Flügel nach links, der ursprünglich linke nach rechts hin zu stehen kam, so wurde jetzt die Scheu vor der „Inversion" wieder zu einem die ganze Infanterie-Taktik beherrschenden Grundsatz und das schwierige „Deployement aus der Tiefe" wurde zum Prüfstein der militärischen Tüchtigkeit. Die Bestimmungen für das Schützengefecht, die Scharnhorst in einigen glücklichen Zügen entworfen, wurden durch unzählige Formvorschriften in ihrem eigentlichen Wesen verkümmert.

War diese Vorliebe für Äußerlichkeiten an sich schlimm genug, so wurde sie verschlimmert durch die Art, wie sie sich Geltung verschaffte. Auf den Exerzierplätzen des Gardekorps wurden die neuen Vorschriften erfunden und sobald sie bei den Besichtigungen in Gegenwart des allerhöchsten Kriegsherrn von ihm nicht ausdrücklich verworfen worden waren, fanden sie durch das Lehrbataillon ihre Verbreitung in der Armee. Drei Jahrzehnte hindurch haben die zu diesem Bataillon kommandierten Offiziere ihren Truppenteilen alljährlich die sogenannten

„Egalitätsbemerkungen“ mit nach Hause gebracht, deren amtlicher Charakter vollkommen anerkannt wurde. Wenn irgendwie Zweifel nach dieser Richtung vorhanden waren, so pflegten die Generalkommandos in den Provinzen diese Bemerkungen zur Prüfung und Bestätigung an das Gardekorps einzusenden, ehe sie die Aufnahme in die „Zusätze zum Reglement“ anordneten.[5]) Man kann sich leicht vorstellen, welcher Wust von schwer zu verstehenden und noch schwerer zu behaltenden Einzelvorschriften auf diese Weise allmählich entstand, wie die Exerzierkunst dadurch immer schwieriger und darum immer mehr Selbstzweck wurde, so daß die Routine stetig im Preise stieg. So wurde der Geist immer mehr aus den Übungen ausgetrieben und die „freie Entwicklung der Talente und Kräfte“ gehemmt. Es ist daher auch ganz wohl zu verstehen, daß das im Jahre 1847 herausgegebene neue Reglement sehr freudig begrüßt wurde, obgleich es den ganzen Formenkram der letzten dreißig Jahre in seine Spalten aufnahm und die verwickeltsten Exerzierkünste ausdrücklich bestätigte. Es beseitigte wenigstens die geradezu unerträglich gewordene Vielheit der Einzelbestimmungen, in der sich selbst ein wohlerfahrener Praktiker nur mit äußerster Schwierigkeit zurechtfand. Es hat aber außerdem durch seine Grundsätze für das Gefecht mit Kompagnie-Kolonnen einen wirklichen Fortschritt angebahnt, der in Verbindung mit dem Zündnadelgewehr demnächst die taktische Überlegenheit der preußischen Infanterie zu begründen vermochte. In der Übung des Kompagniekolonnengefechts zur Ausnutzung des Zündnadelgewehrs ist diese Infanterie dann allmählich herausgewachsen aus der geistlosen Pedanterie der Exerzierplätze, die lange Zeit schwer auf ihr gelastet hatte. —

Clausewitz blieb in seiner Coblenzer Stellung noch bis zum Jahre 1818. Er reiste viel in der Provinz, um die Landschaft mit militärischem Auge zu sehen. Von den sonstigen Gegenständen des Berufslebens haben ihn

die Ausführungsbestimmungen zum Wehrgesetz und die Einquartierungsverhältnisse besonders beschäftigt. Er vermißte in den damaligen Vorschriften für das Ersatzgeschäft vor allem die Anwendung des Loses, um unter den völlig tauglichen und den zu Hause durchaus abkömmlichen jungen Männern eine gerechte Wahl zu treffen. Was die Einquartierung der Truppen anbetrifft, so war sie bei deren verhältnismäßig großer Zahl und bei dem Mangel an Kasernen für die Rheinlande eine große Last, um so größer, als die Mannschaften sich mit ihren geringen Gebührnissen nicht ausreichend ernähren konnten und dadurch die Quartierwirte zu erheblichen Opfern nötigten. Das Übel wurde noch drückender dadurch, daß vielfach Truppenverschiebungen zur Okkupationsarmee in Frankreich und von dort nach der Heimat stattfanden und die Marschverpflegung alsdann in vollem Umfange und gegen sehr geringe Vergütung von den Quartiergebern zu liefern war.

Mit dem Nachfolger Gneisenaus, dem etwas trockenen und pedantischen General v. Hake, ist Clausewitz nicht zu einem näheren, persönlichen Verhältnis gekommen. Um so mehr hat er mit seiner Gattin in jener Zeit den Verkehr mit Stein in dem nahen Nassau gepflegt. Im Jahre 1817 wurde ihm der ehrenvolle Auftrag, den Kronprinzen auf einer vierwöchentlichen Reise durch die Rheinprovinz zu begleiten. Er hat darüber voll höchster Befriedigung an Gneisenau berichtet, die edle und liebenswürdige Natur des Prinzen mit warmen Worten geschildert und von der lebhaften Begeisterung erzählt, die er überall bei den Rheinländern erweckte. Im Herbst 1818 hatte Clausewitz, nunmehr zum Generalmajor befördert, etwa zwei Monate lang die Kommandanturgeschäfte in Aachen zu versehen, wo die Monarchen von Rußland, Österreich, Preußen und England mit zahlreichen Ministern und Diplomaten zusammenkamen um über die endgültige Räumung Frankreichs zu beschließen,

Nach Ablauf dieses Kommandos trat er in Berlin das Amt als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule an, zu dem er schon einige Monate früher ernannt worden war.

Der Direktor der Allgemeinen Kriegsschule — der heutigen Kriegsakademie — war nach den maßgebenden Bestimmungen von 1810 und 1816 vorwiegend der militärische Vorgesetzte der dorthin kommandierten Offiziere und der Verwaltungschef der Lehranstalt, hatte aber einen entscheidenden Einfluß auf den Betrieb des Unterrichts nicht auszuüben. Die Gesamtanordnung des Unterrichts, also die nähere Feststellung des Lehrstoffes und Lehrplans für die einzelnen Fächer, die Regelung der Unterrichtsmethode, ferner die Auswahl und wissenschaftliche Beaufsichtigung der Lehrer waren einer Studienkommission übertragen, die aus besonders gebildeten Offizieren und aus Schulmännern bestand. Gneisenau, der als Mitglied des neueingerichteten Staatsrats häufig in Berlin war, hatte Clausewitz für die Direktorstelle in der Hoffnung vorgeschlagen, daß dem geistig so ungewöhnlich begabten und wissenschaftlich so hochgebildeten Manne ein größerer Einfluß auf das eigentliche Leben der Anstalt wohl eingeräumt werden könne. Es wäre das auch leicht auszuführen gewesen, indem man den Vorsitz in der Studienkommission mit dem Direktorat der Kriegsschule vereinigte, eine Anordnung, die später, in den vierziger Jahren, mit gutem Erfolge bestanden hat. Aber der damalige Vorsitzende dieser Kommission, Oberst Rühle v. Lilienstern, war ein Mann von ausgesprochenen Verdiensten und nahm sich seines Amtes mit Eifer an. Er hatte, wie Clausewitz selbst hervorhebt, „offenbar ältere und vielleicht auch größere Rechte“, und es ist damals zu der erhofften Änderung nicht gekommen. Ein Aufsatz, den Clausewitz einige Wochen nach Übernahme seines Amtes geschrieben und dem Kriegsminister Boyen übergeben hat,[6]) und der die wünschenswerte Reform der Anstalt behandelt, ist augenscheinlich aus dieser Ursache

auch nicht eigentlich als ein amtlicher Bericht gedacht, sondern als eine private Meinungsäußerung, die dem Kriegsminister als Anhalt für seine fernere Behandlung dieses Gegenstandes dienen sollte.

Man ersieht aus dem Aufsatz, daß der Verfasser vor allem mit dem damals sehr ausgesprochen akademischen Charakter der Anstalt nicht einverstanden war. Er fand, daß den sehr verschiedenartig und zum Teil recht mangelhaft vorgebildeten Schülern gegenüber zu wenig Zwang und zu wenig Anregung herrsche, daß ihnen zu sehr überlassen werde, ob sie sich weiterbilden wollten oder nicht. Er forderte, daß der Unterricht praktischer werden sollte, stellte die polytechnische Schule als Vorbild auf an Stelle der Universität, wünschte regelmäßige Stellung und Lösung von Aufgaben und, wenigstens für die Hauptfächer, sogar die regelmäßige Ausarbeitung von Kollegienheften, welche gelegentlich seitens der Vortragenden zu prüfen seien. Dafür wollte er andererseits die Zahl der Lehrstunden verringert wissen und im besonderen den Unterricht in der Mathematik für die beiden oberen Jahrgänge der Anstalt auf solche Offiziere beschränkt sehen, die Beruf für diese Wissenschaft fühlen. Für unentbehrlich hielt er dagegen einen guten Vortrag über Logik, der damals fehlte. Die Denkschrift geht demnächst die Leistungen der einzelnen Lehrer durch und wünscht, daß verschiedene derselben durch eine angemessene Instruktion auf bessere Leistungen hingeführt werden. Sie spricht endlich den Wunsch aus, daß die Studienkommission sich häufiger von dem Gange und Betrieb des Unterrichts überzeuge, daß ihr Vorstand persönlich ungefähr in der Weise wie ein Gymnasialdirektor für die Gesamtleitung des Unterrichts verantwortlich zu machen sei.

Wenngleich Clausewitz in einzelnen Punkten zu weit geht, so sind es doch im ganzen gute Gedanken, die er hier ausgesprochen hat, und sie haben auch Frucht getragen. Schon für den nächsten Kursus wurden die

Schüler nach ihren Vorkenntnissen in der Mathematik in zwei Stufen geteilt, die freilich alle beide durch drei Jahre hindurch eine erkleckliche Stundenzahl auf diesen Gegenstand zu verwenden hatten. Später wurde der Vortrag in der Logik eingeführt. Im Jahre 1826 wurden die Lehrer angewiesen, ihren Unterricht mehr „applikatorisch“ zu erteilen, d. h. schriftliche Arbeiten anfertigen zu lassen, sie zu besprechen und die Hörer, so weit tunlich, zu selbständiger Tätigkeit heranzuziehen. Auch die von Clausewitz angestrebte Instruktion für die Lehrer wurde dadurch gewonnen, daß diese einen „ausführlichen Prospekt“ einzureichen hatten, der der Genehmigung seitens der Studienkommission bedurfte. Aber alle diese Maßnahmen wurden durch Rühle getroffen oder doch eingeleitet und der Entscheidung an höherer Stelle zugeführt, Clausewitz hatte nach wie vor mit allen wichtigsten Gegenständen im Leben der allgemeinen Kriegsschule amtlich gar nichts zu tun, und es kann nicht befremden, daß ihm dadurch die wirkliche Freude an seiner Tätigkeit genommen wurde.

Gneisenau war schon frühzeitig zu der Überzeugung gekommen, daß er seinem Freunde durch die Empfehlung zu dieser Stellung nicht genutzt habe. Er war darauf mit dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg in Verbindung getreten, um Clausewitz für den Gesandtenposten in London vorzuschlagen, der in absehbarer Zeit neu besetzt werden sollte. Hardenberg nahm den Gedanken günstig auf und der Minister Wilhelm v. Humboldt, den er um seine Ansicht befragte, erklärte sich dahin, daß die Wahl des Generals von Clausewitz die beste sei, die man gegenwärtig treffen könne und eine sehr gute Wahl an sich. Der Prinzregent werde einen Militär gern sehen. Clausewitz sei ein ruhiger, gemäßigter und kluger Mann. Seine Frau werde in London sehr gut gefallen und der Umstand, daß sie keine Kinder hätten, werde ihre Existenz in London sehr erleichtern.[7])

Die politischen Verhältnisse in Preußen nahmen indessen zu Ende des Jahres 1819 eine Wendung, die dem Plane nicht günstig war. Drei Jahre lang hatten die verschiedenen Strömungen gegeneinander gekämpft. Die auf eine Repräsentativ-Verfassung gerichteten Wünsche wurden von Hardenberg noch nicht völlig von der Hand gewiesen, aber doch aus begreiflicher Rücksicht auf die natürlichen Bundesgenossen Rußland und Österreich nur lau vertreten, während die Staatsminister Wilhelm v. Humboldt und Boyen sich ihrer aus Überzeugung annahmen. Die unbefriedigte Stimmung des deutschen Volkes und die Burschenschaftsbewegung gaben aber den Gegnern der Fortentwicklung mächtige Mittel in die Hand, die sie mit Geschick zu gebrauchen wußten. Die Forderung des Finanzministers, die Heeresausgaben bedeutend zu verringern, wurde von den Feinden der Landwehr vor allem gegen diese ausgenützt und es wurde behauptet, daß die frühere Heereseinrichtung trotz der viel höheren Zahl der Linienregimenter in der ausgedehnten Beurlaubung der Kantonisten zugleich sparsamer gewesen sei und ein politisch zuverlässigeres Heer geliefert habe, als das gegenwärtige, das so viel Landwehr enthalte. Es kann hier auf diese Fragen nicht näher eingegangen werden; es muß die Feststellung genügen, daß die Gegensätze allmählich immer größer geworden waren. Der Herbst 1819 brachte die „Karlsbader Beschlüsse“. Eine ihrer Früchte war die Einsetzung einer allgemein-deutschen Untersuchungskommission zur Bekämpfung der demagogischen Umtriebe und in dem Rechte dieser Kommission zur Vornahme unmittelbarer Amtshandlungen auf jedem deutschen Territorium sahen die Minister Humboldt und Boyen eine Preisgabe der preußischen Staatshoheit und Großmachtstellung. Ihr Auftreten in diesem Sinne führte zu ernster Meinungsverschiedenheit mit dem Staatskanzler. Als dann bald darauf der König eine veränderte Organisation der Landwehr forderte, welche bisher ganz der

politischen Landeseinteilung angepaßt war und jetzt in die Gliederung des stehenden Heeres eingefügt werden sollte, da hielt Boyen dies mit Unrecht für den ersten Schritt zur Beseitigung des ganzen Instituts und schied aus dem Amte. Auch Grolman, der im Kriegsministerium das Generalstabsdepartement leitete, hielt die Heeresreform für bedroht und trat in den Ruhestand. In kurzer Folge trat auch Wilhelm v. Humboldt aus dem Ministerium aus.

Wir haben früher gesehen, welcher ungünstigen Beurteilung Gneisenau ausgesetzt gewesen war; es konnte nicht befremden, wenn sein engster Vertrauter von den Anhängern des Alten auch für politisch nicht ganz zuverlässig erklärt worden ist. Tatsächlich hat er sich auch einmal dahin ausgesprochen, daß ihm die Einrichtung von Stellvertretern des Volkes, die sich um die Regierung versammeln, als ein Vorteil erscheine. Es geschieht dies in einem Aufsatz „Über die politischen Vorteile und Nachteile der preußischen Landwehr", den er im Dezember 1819 verfaßte und den Gneisenau dem Staatskanzler vorgelegt hat.[8]) Er zeigt darin, welche bedeutende Machtverstärkung Preußen durch seine Landwehreinrichtung erfahren habe und wie sehr die Gefahr einer feindlichen Invasion durch sie vermindert worden sei. Er bestreitet, daß die Landwehr eine Revolutionsgefahr enthalte und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß eine Volksvertretung wie das englische Parlament immer die beste Stütze für die Regierung sein werde. Ungefähr gleichzeitig hat er aber in einem weiteren Aufsatz „Umtriebe" sein ganzes politisches Glaubensbekenntnis eingehend dargelegt. Er urteilt darin recht scharf über das demagogische Unwesen, über die Unklarheit und Torheit der akademischen Jugend und über den politischen Unverstand der wortführenden Schriftsteller und Gelehrten, stellt auch das Recht der Regierungen zu Gegenmaßregeln mit großer Bestimmtheit hin. Er betont, daß gesunde gesellschaftliche Zustände allein

auf dem Wege historischer Entwicklung zu erreichen sind und daß die theoretische Erörterung der Menschenrechte schwerlich zu etwas praktisch Brauchbarem führt. Er sieht auch die allgemeinen Zustände in den verschiedenen Staaten Deutschlands als im wesentlichen befriedigend an und hält durchgreifende Änderungen nicht für nötig. Eben darum hält er aber auch die Sorge vor einer wirklichen Revolution für völlig unbegründet, da es an großen Ursachen für sie durchaus fehle. Die Frage der ständischen oder sonstigen Repräsentativ-Verfassungen erörtert er hier mit völliger Unparteilichkeit nach Vor- und Nachteilen und erscheint geneigt, einem zu recht lebendiger Wirksamkeit gelangten Staatsrat aus hohen Würdenträgern und besonderen Vertrauensmännern des Königs einen noch segensreicheren Einfluß zuzuschreiben als den Volksvertretungen, wie der deutsche Liberalismus sie wünschte. Das wesentlichste sei immer, daß jeder einzelne Untertan die Hauptinteressen des Staates kenne und Anteil an ihnen nehme. Dies Ziel könne aber auf mancherlei Weise erreicht werden. Trotz seines warmen Empfindens für das gesamte Deutschland verwirft Clausewitz ferner die ganze deutschnationale Bewegung jener Tage rückhaltlos und spricht das bedeutende Wort aus, daß Deutschland nur durch das Schwert zur politischen Einheit gelangen könne, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjoche. Dazu sei aber die Zeit noch nicht gekommen.

Der Aufsatz „Umtriebe" ist augenscheinlich nur der Gewohnheit unseres Freundes entsprungen, sich seine Gedanken mit der Feder klar zu machen; er ist auch nicht ganz vollendet worden. Man könnte nach der vorstehenden Inhaltsangabe glauben, der Verfasser habe mit dem Aufsatz die gegen ihn bestehenden Zweifel zerstreuen wollen. Aber sein Urteil über Personen und Zustände ist durchgehend so ungeschminkt, daß eine solche Verwendung gänzlich ausgeschlossen war, und für solche Absicht

war Clausewitz auch viel zu stolz. Gneisenau hat in jener Zeit allerdings einige Briefe von Clausewitz ohne dessen Wissen an den Staatskanzler gesandt, um ihn von der Gesinnungstüchtigkeit des Briefschreibers zu überzeugen. Hardenberg hat auch augenscheinlich an dem Gedanken seiner diplomatischen Verwendung noch einige Zeit festgehalten. Er ist aber nicht zur Verwirklichung gelagt.

Was Clausewitz zunächst als ein Mißgeschick erschien, das ist ihm und dem Vaterlande zum Segen geworden. In der Stille eines Jahrzehnts ohne zahlreiche und anstrengende Dienstgeschäfte ist die größere Mehrzahl der ausgezeichneten Arbeiten herangereift, die den Schriftstellerruhm ihres Verfassers begründen und die zum Lehrkodex für das preußisch-deutsche Heer geworden sind. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß sein Arbeitstisch für diese Lieblingstätigkeit nicht in seinem amtlichen Arbeitszimmer stand, wo er dienstliche Meldungen empfing und den Vortrag des Adjutanten hörte, sondern in dem Wohnzimmer seiner Gattin, der treuen und einsichtigen Genossin seines geistigen Lebens. Hier war sein Reich der Ideen, um so strenger geschieden von der Außenwelt, als er von vornherein entschlossen war, seine Arbeiten nicht bei Lebzeiten drucken zu lassen. Er war schon in jungen Jahren im Verkehr mit fremden Menschen scheu und zurückhaltend gewesen, hatte der längeren Bekanntschaft bedurft, um sich völlig mitzuteilen und unbefangener Heiterkeit hinzugeben. Die Kämpfe des Lebens hatten ihn noch mehr in der Gewohnheit befestigt, sich gegen andere abzuschließen. Bücherschreiben galt damals vielen Offizieren als eine ausgesprochen minderwertige, dem richtigen Standesgefühl nicht entsprechende Tätigkeit, eine Anschauung, die ja auch heute in der Armee noch nicht ganz ausgestorben ist. Über die Gegenstände, die Clausewitz beschäftigten, ließ sich kaum etwas sagen, was jede Anfechtung ausschloß. Die Diskussion, in der er ein Meister war, ist ihm gleichwohl immer unbehaglich ge-

wesen. Ganz unerträglich aber war es ihm, Rücksichten zu nehmen, seine Ansichten zu verschleiern oder gar zu verschweigen, um keinen Anstoß zu erregen. So ist der Entschluß zu erklären, daß nur einige wenige Menschen von dem erfahren durften, womit er sich beschäftigte. In diesem Sinne hatte er schon 1817 einmal bei Übersendung einer theoretischen Abhandlung (Über das Fortschreiten und den Stillstand der kriegerischen Begebenheiten) an Gneisenau geschrieben: „Ich habe nun einmal den unglücklichen Trieb, alles aus sich selbst zu entwickeln, und würde, wenn ich mich weniger verschlossen, gewissermaßen geheim dabei benähme, viel Tadel, vielleicht gar Spott auf mich ziehen; und doch ist es Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit des rechten Weges zu versichern. Die rohen Einwendungen der ersten oberflächlichen Ansicht verwunden mich zu leicht, und es ist schwer, sie abzuwehren, weil die Menschen nun einmal gewohnt sind, niemand aussprechen zu lassen, der nicht auf der Kanzel oder dem Katheder steht. Euer Exzellenz haben mich von jeher so leicht und ganz verstanden, daß ich mich nicht scheue, Sie, wie einen des Landes kundigen Mann, den man auf seinen Wegen trifft, nach der rechten Straße zu fragen."

Unter allen Arbeiten von Clausewitz steht obenan die dreibändige Lehrschrift: „Vom Kriege". An ihr hat er vom Friedensschluß an eigentlich immer gearbeitet, bruchstückweise, je nachdem ihn ein bestimmter Gegenstand gerade beschäftigt hat, „ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang", und er ist nicht dazu gekommen, sie zu vollenden, d. h. ihr die Einheit des Aufbaus und die äußere Abrundung zu geben, die seinen eigenen strengen Anforderungen genügte. Über die hohe Bedeutung des Werkes braucht hier kaum etwas gesagt zu werden, weil sie überall bekannt ist; wohl aber soll eine Erörterung seines Hauptinhalts später folgen.

Die übrigen Arbeiten, die man im Nachlaß unseres Helden fand, sind vorwiegend kriegsgeschichtlicher Art,

von kurzen Aufzeichnungen bei Gelegenheit des Studiums irgendeines Werkes aufsteigend zur knappen Darstellung und zur eingehenden kritischen Schilderung. Sie umfassen, historisch geordnet: die niederländischen Unabhängigkeitskriege von 1568—1606, Gustav Adolphs Feldzüge von 1630—32, die Kriege Ludwigs XIV. von 1643—1714 und unter diesen noch besonders die Feldzüge Turennes von 1643—1675 und Luxemburgs von 1690—94; dann weiter Johann Sobieskys Kriegszüge von 1660—1676, diejenigen Münnichs von 1736—1739, Friedrichs des Großen von 1742—1763, den Feldzug des Herzog von Braunschweig in Holland 1787 und den Krieg in der Vendée 1793; endlich Bonapartes ersten Feldzug in Italien 1796—97, die Feldzüge in Deutschland und Italien 1799, den preußischen Krieg von 1806, den russischen von 1812 und aus den Befreiungskriegen den Frühjahrsfeldzug von 1813, sowie die Feldzüge in Frankreich und in den Niederlanden von 1814 und 1815.

Zu den übrigen Kriegsereignissen der Revolutionszeit und des Kaiserreichs haben sich besondere Arbeiten des fleißigen Mannes nicht gefunden, es ist aber selbstverständlich und läßt sich aus zahlreichen Äußerungen von ihm ersehen, daß er auch über sie jede mögliche Kenntnis zu erlangen versucht hat.

Es sind mehr als 130 Feldzüge, durch deren Studium sich der deutsche Kriegsphilosoph das Wesen des Krieges klar zu machen bestrebt war, also ein gewaltiger Stoff. Natürlich hat er frühzeitig mit solcher Arbeit begonnen und zumal die Beschäftigung mit den glorreichen Taten unseres großen Königs ist jedenfalls eine der ersten Aufgaben gewesen, an die schon der junge Offizier in Neuruppin herangetreten ist. Seine Bemerkungen zum siebenjährigen Kriege stammen aber aus den zwanziger Jahren, „aus der reifsten Zeit seines Urteils“, wie der Herausgeber sagt. Sie sind dadurch so besonders lehrreich, daß der Verfasser es verstanden hat, den strategischen An-

schauungen und Grundsätzen einer abgelaufenen Periode völlig gerecht zu werden, obgleich er ihre Geltung für die Gegenwart verwirft. Hier tritt sein historischer Sinn, sein Verständnis für die Verhältnisse und Bedürfnisse einer früheren Epoche mit ungemeiner Klarheit hervor und macht seine Kritik zur Richtschnur für die Geschichtsschreibung aller Zeiten.

Die Bemerkungen zu den Feldzügen Turennes können nach Maßgabe der benutzten Werke aus der Jugendzeit oder aus der Zeit vor den Befreiungskriegen stammen, sie sind dann aber nach diesen nochmals durchgesehen worden. Der Abriß der Kriegstaten Gustav Adolphs datiert aus der Zeit der Jahrhundertwende; dasselbe ist für die Skizze der Feldzüge Münnichs und des Feldzuges in Holland zu vermuten. Den Krieg in der Vendée hat Clausewitz um 1811 studiert. Über Sobieskys Taten hat er sich aus einem 1829 erschienenen Werke unterrichtet. Wann er sich mit den niederländischen Unabhängigkeitskriegen und mit den Kriegen Ludwigs XIV. im allgemeinen beschäftigt hat, läßt sich nicht ersehen.

Von den größeren und bedeutenderen Arbeiten, die durch die lichtvolle Darstellung der Ereignisse und durch ihre ebenso einfache und ungesuchte, wie feinsinnige und psychologisch wohlbegründete Kritik unsere Bewunderung erwecken, sind diejenigen über 1812 und 1814 zuerst entstanden, 1812 wahrscheinlich bald nach dem ersten Pariser Frieden, 1814 in der Coblenzer Zeit. Der Feldzug von 1815 ist, wie die benutzten Werke ergeben, erst nach dem Jahre 1825 geschrieben. Die ausgezeichnete Darstellung von Bonapartes erstem Feldzug in Italien kann nicht vor 1824 verfaßt sein, Gneisenau hat sie 1828 im Manuskript gelesen. Die ausführliche Geschichte des Krieges von 1799 in Italien und der Schweiz ist wahrscheinlich älter als das Werk über 1796—97, und in die Zeit vor 1825 fällt endlich die bedeutende Schrift über die preußische Katastrophe von 1806.

Man kann diese kriegsgeschichtlichen Arbeiten selbstverständlich heute nicht mehr allein benutzen, wenn man sich die dargestellten Ereignisse klarmachen will; die rastlos fortschreitende Forschung hat überall neue Tatsachen und Umstände zutage gefördert, durch die sich das Bild verändern und verschieben müßte. Wer aber richtige Anschauungen vom Kriege in sich aufzunehmen wünscht, wer lernen will, wie eine verständige Kritik zu üben ist und wie man Kriegsgeschichte betreibt, der darf auch heute noch nach den kriegsgeschichtlichen Werken greifen, die dieser Meister vor fast 100 Jahren geschrieben hat.

## VI. Anerkennung und Ende.

Im Frühjahr 1830 wurde Clausewitz durch den Generaladjutanten v. Witzleben benachrichtigt, daß seine Verwendung in einer höheren Befehlshaberstelle der Artillerie in Aussicht genommen sei. Es wurde ihm dadurch die Aufgabe gestellt, eine große Summe von Detailkenntnissen teils aufzufrischen, teils neuzugewinnen, wozu in erster Linie auch praktische Teilnahme an den Übungen der Artillerie mitwirken mußte. Mitte August wurde dann seine Ernennung zum Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion in Breslau verfügt. Aber er hatte kaum die erste Umschau in dem neuen Wirkungskreise gehalten, als er zu größeren Aufgaben berufen wurde.

Der Julirevolution in Paris und der Erhebung des Hauses Orleans auf den französischen Thron war im September der Abfall der Belgier vom Königreich der Niederlande gefolgt. Der Wunsch der Aufständischen, daß ein Prinz des Hauses Orleans die Regierung ihres Landes übernehmen möge, stellte Frankreich eine wesentliche Machtverstärkung in Aussicht, die für den deutschen Bund zur ernsten Bedrohung seiner Rheingrenze werden konnte.

Diese Gefahr war um so größer, als eine starke Partei in Frankreich unmittelbar auf den Krieg hinarbeitete, um den „liberalen Ideen" abermals mit den Waffen Geltung und Verbreitung zu schaffen. Nun brach Ende November auch in Warschau die Revolution aus und bereitete der Personalunion des konstitutionellen Königreichs Polen mit dem autokratischen Zartum ein jähes Ende. Das selbständig organisierte polnische Heer trat in den Dienst der Empörung, der Gouverneur Großfürst Konstantin mit seinen Getreuen wurde vertrieben, und Rußland stand vor der Aufgabe, das gutgerüstete Land wiederzuerobern.

Preußen mußte Schutzmaßnahmen in den östlichen Provinzen treffen. Das V. Armeekorps wurde ganz mobil gemacht, einige ausschließlich polnische Regimenter der Linie und Landwehr wurden in das Innere des Reiches zurückgezogen und durch andere ersetzt. Das I., II. und VI. Armeekorps setzten sich durch Einziehung von Reserven und Aufstellung einiger Landwehrtruppen auf erhöhte Stärke. Gneisenau, der in Aussicht genommene Befehlshaber, und Clausewitz als sein Stabschef, erhielten Befehl, sich nach Berlin zu begeben und dort den Augenblick zu erwarten, wo die Umstände ihre Anwesenheit an Ort und Stelle bedingten.

Drei Monate vergingen in dieser Erwartung. In diesem Zeitraum hat Clausewitz sich zuvörderst mit den kriegerischen Ereignissen in Polen in den Jahren 1793 und 94 bekannt gemacht, außerdem aber die Verhältnisse im Westen mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Denn Gneisenau war auch für den Oberbefehl gegen Frankreich ins Auge gefaßt, falls es demnächst zum Kriege kommen sollte, und Clausewitz hatte ihm auch hier zur Seite zu stehen.

Er hatte sich schon auf die erste Nachricht von der Julirevolution hin in einem längeren Aufsatz vom August 1830 mit den Aufgaben beschäftigt, vor welche ein

Krieg mit Frankreich stellte.[9]) Seine Untersuchung setzt im allgemeinen das Zustandekommen eines großen europäischen Bündnisses gegen Frankreich voraus — Preußen Österreich, der deutsche Bund, England, die Niederlande (damals noch einheitlich unter dem Haus Oranien) und Rußland — sie nimmt aber gleich zwei verschiedene Grade von lebendiger Teilnahme am Kriege an, so daß in einem Falle sofort der auf Niederwerfung Frankreichs gerichtete Angriff möglich erscheint, im anderen Falle aber im Beginn des Krieges, „im ersten Jahre", die Verteidigung ratsamer ist.

Sind die Mächte zu kräftigem Handeln mit ausreichenden Mitteln entschlossen, so soll sofort der entscheidende Angriff in Richtung auf Paris ins Werk gesetzt werden, und zwar mit einem englisch-niederländischen Heere des rechten Flügels von der Sambre aus, mit dem besonders starken preußisch-norddeutschen Heere der Mitte von der Maas und Mosel aus, mit einem österreichisch-süddeutschen Heere vom Mittelrhein aus; während ein anderes österreichisches Heer in Italien die Ordnung zu erhalten, gegebenenfalls einem französischem Angriff dort entgegenzutreten hat. Auf das Eintreffen der Russen soll nicht gewartet werden.

Das Zusammenwirken des rechten Flügels, dessen Verstärkung durch ein norddeutsches Korps erwogen wird, mit der Mitte gilt als gesichert durch die Gleichheit der Entfernung bis Paris. Der linke Flügel soll als ein großes Echelon vom Mittelrhein aus einen Nebenangriff führen, der dem Hauptangriff die vorwiegend bedrohte linke Flanke deckt. „Ein Oberbefehl ist notwendig; da es aber schwerlich einen Feldherrn geben wird von einem so überwiegenden Rufe, daß ihm die sämtlichen Mächte ihre Truppen und die ganze Führung des Krieges unbedingt übergeben möchten, was allerdings immer die beste aller Einrichtungen sein würde, so wird man schwerlich eine bessere angeben

können, als wie die des letzten Krieges gewesen ist: wenn nämlich die ausgezeichnetsten drei Feldherrn an die Spitze der drei Armeen, also der englisch-niederländischen, der preußisch-norddeutschen und der österreichisch-süddeutschen gesetzt werden, das Ganze aber von den Monarchen selbst durch gemeinschaftliche Beratungen in der Nähe der Armeen geleitet wird."

Dieser Satz hat ein besonderes Interesse, weil Clausewitz in seinem Werke vom Kriege nicht allzulange vorher dieselbe Frage der entscheidenden Offensive in Richtung auf Paris erörtert hatte und damals zu der Zweiteilung in ein aus Preußen, Norddeutschen, Niederländern und Engländern gebildetes Heer des rechten Flügels und in ein aus Österreichern und Süddeutschen zusammengesetztes Heer des linken Flügels gekommen war, die beide ganz selbständig und unabhängig voneinander vorgehen sollten und einer gemeinsamen Oberleitung auf dem Kriegsschauplatz somit nicht bedurften. Man sieht deutlich, wie der praktische Einzelfall jedesmal die theoretische Erwägung entscheidend beeinflußt.

Für die unter Umständen notwendige Verteidigung schlägt Clausewitz in diesem Aufsatz im wesentlichen den gleichen Aufmarsch vor, legt aber ein Hauptgewicht darauf, daß das Abwarten des feindlichen Angriffs nirgends in eine Zersplitterung zu lokaler Verteidigung langer Linien übergehen dürfe, daß man vielmehr von vornherein an jeder Stelle den baldmöglichsten Übergang zum Angriff in den Begriff der Verteidigung aufzunehmen habe.

Diese Arbeit ist durch Gneisenau zu Anfang Oktober 1830 dem Generaladjutanten v. Witzleben übergeben worden. Inzwischen wurde die politische Sachlage aber rasch eine andere. Der Abfall Belgiens strich nicht nur die Hälfte der niederländischen Kriegsmacht aus der Berechnung, diese kam sogar und zwar zugleich mit einer Reihe von festen Plätzen dem Feinde zugute.

Ein Kabinettswechsel in England ließ das Vorgehen Englands zugunsten des Königs der Niederlande und gegen Frankreich als höchst unwahrscheinlich erscheinen. Der Aufstand der Polen verhinderte die Russen vorläufig an jedem Auftreten im Westen und auch Österreich war dadurch im Rücken bedroht, fürchtete zudem die Ausbreitung der Revolution auf Italien. Kurz, es wurde immer klarer, daß Preußen in die Lage kommen konnte, die Hauptlast des Krieges gegen Frankreich zu tragen. Unter diesen Umständen zweifelte Clausewitz an der Möglichkeit, einen auf Niederwerfung Frankreichs gerichteten Angriff erfolgreich durchzuführen. Es war wohl denkbar, daß man bis in die Nähe von Paris kam, schwerlich aber hätte die Kraft gereicht, um den Feind so zu schlagen, daß er die Hauptstadt räumen und über die Loire zurückweichen mußte. Und daher kommt Clausewitz in einer neuen Arbeit, die um die Jahreswende entstanden sein muß, zu dem Ergebnis, daß Belgien zum eigentlichen Gegenstand des Angriffs zu machen sei.[10]) „Dieses Land von mäßiger Größe und großen Hilfsquellen ist von Holland und Deutschland umfaßt; es bildet also nach seiner Eroberung die darin aufgestellte Macht keine in ein weites feindliches Gebiet vorgeschobene Spitze und deswegen kann diese Eroberung auch unter gewöhnlichen Verhältnissen und auf die Dauer behauptet werden. Die Stimmung in Belgien, wenn sie auch beim ersten Abfall noch so leidenschaftlich und feindselig war, ist doch nicht ohne Parteiung, namentlich dürfte in Antwerpen und Gent ein politischer Umschwung in dieser Beziehung nahe sein; auch dies würde die Behauptung erleichtern. Alle diese Umstände tragen natürlich auch bei, die Eroberung desselben zu erleichtern. Die Franzosen mögen sich noch so stark in Belgien aufstellen, so würden sie in ihren Verhältnissen dort immer schwächer sein wie mitten in ihrem eigenen Lande. Hat man sich zum Herrn der Maas bis zum Einfluß der Sambre gemacht,

so kann man die Eroberung Belgiens im wesentlichen als geschehen betrachten; denn wenn auch die längs der Grenze in gerader Linie liegenden Festungen Mons, Tournai, Courtrai usw. noch nicht in den Händen der Verbündeten sind, so können diese sich doch in Belgien behaupten. An der Maas aber ist Venlo, Lüttich und Namur zu nehmen, wovon nur das letztere einen längeren Widerstand tun würde. Wir glauben also, daß, wenn die Waffen der Verbündeten irgendwo einen Sieg erringen können, und dieser muß bei jeder offensiven Absicht notwendig vorausgesetzt werden, dieser Sieg in der Eroberung Belgiens das leichteste und am meisten gesicherte Resultat geben würde."

Die Denkschrift nimmt an, daß ein preußisches Armeekorps zur Besetzung der polnischen Gebietsteile Verwendung finde und daß noch ein weiteres Korps zu anderweitiger Verwendung zurückgehalten werde. Sie schlägt dann vor, die verfügbaren sieben preußischen Armeekorps und die zwei norddeutschen Bundeskorps zu einer einzigen Hauptarmee zu vereinigen, der die eigentliche Offensivaufgabe zufalle, die beiden süddeutschen Bundeskorps aber und die von Österreich zur Verfügung gestellte Kriegsmacht mit dem Schutz der Rheinfront und einem Einfall in Lothringen zu betrauen. Die Hauptarmee soll in Belgien, wo nach den damals vorliegenden Nachrichten das Einrücken der Franzosen täglich erwartet wurde, dem Feinde eine Hauptschlacht liefern und demnächst durch Eroberung der wesentlichsten Festungen den Besitz des Landes sichern. Sucht der Feind diese Unternehmungen zu hindern, so wird sich die Gelegenheit zu weiteren Feldschlachten bieten. Ein gemeinsames Oberkommando für beide Heere wird nicht für notwendig erachtet; die Aufgabe des Nebenheeres am Rhein ist so einfach, daß sie vor Beginn der Operationen genügend festgestellt werden kann. Je kühner sein Befehlshaber auftritt, um so vorteilhafter wird es für die Operationen

der Hauptarmee sein; das kühne Auftreten ist hier aber um so unbedenklicher, als die im Falle des Rückschlags verbleibende Defensivaufgabe eine leichte ist.

Auf dieser allgemeinen Grundlage ist demnächst der Aufmarsch des preußisch-norddeutschen Heeres in der Rheinprovinz näher ausgeführt und außerdem die Frage erörtert, wie sich die zuerst eintreffenden Heeresteile zu verhalten haben, bis die Truppen aus dem fernen Osten herangerückt sind.

Die Denkschrift ist in ihrem einfachen und überzeugenden Gedankengang ein echter Vorläufer der Untersuchungen, durch welche Moltke später so oft die rechten Wege für schwierige Lagen gefunden hat. Sie faßt mit richtigem Gefühl das Mögliche ins Auge und trägt den Stempel der Überzeugung, daß der vorgeschlagene Weg wirklich zum Ziele führen wird. Sie zeigt, daß Clausewitz in der Tat der rechte Mann war, um bei einem großen Heere als Chef des Generalstabs zu wirken.

Zu Anfang Februar 1831 fanden einige Konferenzen beim Kriegsminister v. Hake statt, an denen Gneisenau und Clausewitz, der Generaladjutant v. Witzleben und der Direktor des Generalstabsdepartements General Krauseneck teilnahmen. Es handelte sich zunächst um Anträge des Generalkommandos am Rhein auf Mobilmachung der gesamten dortigen Infanterie mit Einschluß der Landwehr. Clausewitz bekämpfte den Gedanken mit dem Hinweis, daß, nachdem schon früher die Linien-Infanterie des IV. Armeekorps zur Verstärkung dorthin gesandt war, für den Augenblick eine unmittelbare Gefahr nicht vorliege. Er zeigte ferner, daß man etwaige Kriegsvorbereitungen nicht mit der Infanterie beginnen müsse, die sowieso am raschesten fertig werde, sondern mit der Artillerie, und nicht im Westen sondern im Osten, von wo man noch mehr als 100 Meilen zu marschieren habe. Die Kommission schloß sich dieser Ansicht an. Ehe aber irgend welche Anordnungen nach dieser Richtung getroffen

waren, lief um die Mitte des Monats die Nachricht ein, daß die neue französische Dynastie die Annahme der belgischen Krone für einen ihrer Prinzen endgültig abgelehnt habe. Damit war die Kriegsgefahr noch keineswegs beseitigt, man war aber berechtigt, von ernsteren Maßnahmen für den Augenblick abzusehen. Clausewitz stellte in einer neuen Denkschrift „einige Gesichtspunkte für einen gegen Frankreich bevorstehenden Krieg" zusammen, worin er ganz kurz die Hauptgrundsätze sowohl für die auf Eroberung Belgiens zu richtende Offensive, wie für eine allenfalls zu wählende Defensive entwickelte, außerdem aber den Gedanken vertrat, daß das Zurückhalten eines ganzen Armeekorps als Reserve nur dann eine innere Berechtigung habe, wenn man dessen Truppenkörper als den wertvollen Kern von Neuformationen verwenden wolle, um eine neue Armee zu bilden. Diese Denkschrift ist durch Gneisenau einige Tage darauf an Witzleben gelangt.[11])

Zu Anfang März übergab Clausewitz, nach vorheriger Besprechung mit Krauseneck, dem Generaladjutanten einen Aufsatz, der die Einrichtung eines Zentralpunktes für alle eingehenden militärischen und militärpolitischen Nachrichten, und zwar beim Generalstabe, für nötig erklärte. Da man in diesem Augenblicke gerade wieder einmal vermehrten Anlaß hatte, an den Krieg zu glauben, so legte Clausewitz auch seine um die Jahreswende gefertigte Denkschrift bei, welche in ihrer Ausführlichkeit alle wesentlichsten Maßnahmen der Heeresleitung für Mobilmachung und Aufmarsch bereits vorgezeichnet hatte.

Um diese Zeit war die Anwesenheit des Oberkommandos der vier östlichen Armeekorps an Ort und Stelle wirklich notwendig geworden.

Eine russische Armee unter dem Feldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkanski war von Brest-Litowsk auf Warschau vorgegangen und hatte am 25. Februar bei Grochow nahe vor den Mauern von Praga, der Vorstadt

Warschaus auf dem rechten Weichselufer, einen Sieg errungen. Obgleich die Russen einen unmittelbaren Sturm auf das stark befestigte Praga nicht gewagt hatten, so erwartete man doch allgemein eine baldige Entscheidung des Krieges, sei es durch Erstürmung von Praga und anschließendes Eindringen in die Hauptstadt, sei es durch einen Flußübergang der Russen an anderer Stelle und Sturm auf die nur schwach befestigte Westseite von Warschau. Fraglich war, ob die Überlegenheit der Russen groß genug sein werde, um die Polen wirksam einzuschließen. Man mußte also darauf gefaßt sein, daß sie im Falle der Niederlage ihre Waffen lieber vor einem neutralen Nachbarn strecken würden als vor den Russen, ja, bei ihrer Neigung zu phantastischen Plänen war es sogar denkbar, daß sie an die Möglichkeit des Durchschlagens bis nach Frankreich glaubten. Die preußischen Anordnungen hatten daher für drei größere Truppenkörper bei Breslau, bei Posen und etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Orten Sorge getragen, um den Polen das Überschreiten der Oder jedenfalls zu verwehren. Die langgestreckten Grenzen von Ost- und Westpreußen waren durch verschiedene kleinere Detachements beobachtet. Gneisenau mit seinem Stabe befand sich in Posen.

Die Ereignisse in Polen nahmen nun freilich einen ganz anderen Verlauf, als man auf preußischer Seite gedacht hatte. Erst gegen Ende März war Diebitsch mit seinen, durch nasses Wetter und grundlose Wege erschwerten, Vorbereitungen so weit fertig geworden, daß er etwa fünf Märsche oberhalb Warschau an die Weichsel heranrücken konnte, um sie zu überschreiten. Da brachen die Polen aus Praga vor und schlugen seinen dort zurückgelassenen Heerteil in empfindlicher Weise (31. März und 1. April). Diebitsch drehte sofort um, wagte aber keinen Angriff, und die beiden Gegner standen sich nun wieder längere Zeit beobachtend gegenüber und warteten auf Verstärkungen. Die beste Verstärkung für Diebitsch

hätte im russischen Garde-Korps bestehen können, das seit Mitte März längs der ostpreußischen Grenze bis an den Narew herangerückt war. Er hatte aber anfänglich noch nicht die Erlaubnis erhalten, über diese bevorzugte Truppe zu verfügen.

Die Polen waren bestrebt, durch kleinere Unternehmungen im Rücken der Russen den Aufstand auf weitere Gebiete auszudehnen und die Verbindungen des Feindes zu unterbrechen. Um die Mitte des Mai versuchten sie einen größeren Schlag; sie überschritten aus ihrer Zentralstellung bei Warschau heraus den unteren Bug und den Narew und gingen dem Garde-Korps ernstlich zu Leibe. Dieses wich in nordöstlicher Richtung aus; Diebitsch aber wagte abermals nicht, das beste zu tun, was er tun konnte. Statt den Polen auf dem nächsten Wege in den Rücken zu fallen, stellte er erst auf Umwegen die unmittelbare Fühlung mit den Garden her, um dann erst, Arm an Arm mit ihnen, zum Angriff zu schreiten. Bei Ostrolenka, am 26. Mai, gelang es ihm nur noch, einen mäßigen Erfolg zu erringen, der Rückmarsch des Gegners auf dem rechten Narewufer war nicht mehr zu verhindern. Vierzehn Tage später starb Diebitsch an der Cholera, die sich aus Innerrußland immer weiter nach Westen ausbreitete.

Die Russen hatten sich von Anfang an das Wohlwollen Preußens darin zunutze gemacht, daß sie Lebensmittel in großem Umfange aus Preußen bezogen, sie faßten nunmehr den Weichselübergang in der Nähe der preußischen Grenze und mit Hilfe von in Preußen gekauften oder ermieteten Schiffsgefäßen ins Auge. Es wurde aber Mitte Juli, ehe der Strom nahe oberhalb Thorn überschritten wurde, und es dauerte dann noch acht Wochen, bis die Überwindung der Polen gelang, bis am 8. September der entscheidende Sturm auf Warschau erfolgte. Die Reste der Polen wichen darauf auf das rechte Stromufer aus und wurden erst nach

abermals vier Wochen östlich von Thorn so gegen das preußische Gebiet gedrängt, daß ihnen nur der Übertritt blieb.

In Gneisenaus Hauptquartier wurde man über die Verhältnisse bei den Russen durch den preußischen Militärbevollmächtigten unterrichtet, der sich bei der Armee in Polen befand; über die Polen brachten die Warschauer Zeitungen und mancherlei Privatnachrichten zugleich vielfache Auskunft. Man konnte daher wohl mit einigem Grund über das Verhalten der Russen urteilen, und dies Urteil fiel ungünstig aus. Clausewitz hat sich nach dem Tage von Ostrolenka über Diebitsch dahin ausgesprochen, daß seine Leistungen unter dem Mittelmäßigen seien, und das Auftreten von dessen Nachfolger Paskewitsch-Eriwanski hat ihm auch nur den Eindruck der Zaghaftigkeit gemacht, obgleich er den Feldzug in Kleinasien, der jenem den Namen Eriwanski eingebracht hatte, als eine recht gute Leistung ansah. Ein Arbeitsgenosse von Clausewitz aus jenen Tagen, der Major v. Brandt, hat in späteren Erinnerungen der ungewöhnlichen Klarheit seine Verwunderung gezollt, mit der Clausewitz alle operativen Fragen behandelte, und der Sicherheit, mit der er in jedem Augenblicke sofort das herausfühlte, was die historische Betrachtung der Ereignisse nachher als das Richtige erkannt habe. Zugleich hat Brandt aber auch den ominösen Ausdruck gebraucht, daß Clausewitz in der ganzen Angelegenheit schwarz gesehen habe. Da wir nun — und im wesentlichen infolge unserer geistigen Schulung durch Clausewitz — Schwarzseherei allgemein als sehr bedenklich für den Führer ansehen, der zu verantwortlicher Entschließung berufen ist, so ist es wohl nicht unangemessen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß es sich hier in keiner Weise um Entschließungen des preußischen Oberkommandos, sondern um preußische Kritik des russischen Verhaltens gehandelt hat, und zwar um eine Kritik, welche vor allem das Fehlen des Wagemuts,

der richtigen Kühnheit hervorhob. Der Ausdruck „schwarz sehen“ paßt also auch hier nicht auf die Sache.[12])

Übrigens war es völlig berechtigt, wenn Clausewitz, gerade wie Gneisenau, den dringenden Wunsch hegte, den polnischen Krieg beendigt zu sehen, ehe der drohende Krieg gegen Frankreich seinen Anfang nahm, und so hat ihn die vielfach in Deutschland hervortretende Sympathie für die Polen zeitweise sehr erregt und verdrossen. Er war überzeugt, daß die deutschen Philantropen, die so sehr viel Anteil an dem Glück und Gedeihen ihrer unruhigen Nachbarn nahmen, damit dem eigenen Vaterlande schweren Schaden bereiten konnten, und seine Mißbilligung dieses Treibens wuchs, wenn er auch bei den Deutschen in Posen ähnliche Erscheinungen wahrnehmen mußte. „Diese Untreue der Deutschen an ihrem Volke, die leider ein wahrer Nationalfehler ist“, empörte ihn um so mehr, als er den ganzen Ernst der Gegensätze in der deutschen Ostmark voll empfand und der Meinung war, es werde schließlich darauf ankommen müssen, „daß eine Nationalität die andere zuletzt ganz verdrängt“.

Die Tätigkeit des preußischen Oberkommandos in Posen wurde sehr bald ebensosehr von der Sorge um die Cholera in Anspruch genommen, wie von der um die Polen. Dichte Grenzkordons überwachten jeden Verkehr, eingehende Vorsichts- und „Kontumaz“-Maßregeln suchten das Vordringen der Krankheit zu hindern. Aber deren eigentliche Natur war damals noch so wenig bekannt, daß alle diese Maßregeln nicht zum Ziele führten. Mitte Juli überschritt die Cholera an mehreren Stellen die Grenze, und wenn sie auch auf deutschem Boden niemals eine sehr gefährliche Gestalt annahm, so wuchs die Zahl der Opfer doch langsam und die Sorge ergriff die weitesten Kreise.

Am 23. August ist Gneisenau der tückischen Krankheit erlegen.

Mehr als zwanzig Jahre hindurch hatte Clausewitz dem Herzen dieses Mannes besonders nahe gestanden, und die letzten Zeiten ihres Zusammenseins hatten sich noch besonders glücklich gestaltet. Der Feldmarschall war voller Vertrauen und Dankbarkeit für seinen Stabschef gewesen, dessen gediegene Arbeit ihm wiederholt die lobende Anerkennung des Königs einbrachte und dessen geistreiche Unterhaltung die Tafelrunde des Oberkommandos belebte. Und Clausewitz hatte seine Freude an dem frischen Greise gehabt, der seine 71 Jahre mit „schöner Jugendlichkeit" trug und der überall warme Hingebung und Verehrung erweckte. So wurde er durch den Tod des Freundes tief erschüttert.

Clausewitz führte zunächst die Geschäfte des Oberkommandos weiter und hatte um die Mitte des September auch bereits die ersten Anordnungen zum Empfang der Polen auf preußischem Boden getroffen, als der Generaladjutant v. dem Knesebeck zum Nachfolger Gneisenaus im Oberkommando ernannt wurde. Wechselnde Nachrichten über Stärke und Bewegungen der Polen verursachten noch einmal eine unruhige Zeit im Hauptquartier, bis am 3. Oktober der Übertritt wirklich erfolgte und etwa 16000 Mann die Waffen streckten, die bis auf weiteres in der Weichselniederung untergebracht wurden.

Dann folgte die Auflösung des Oberkommandos, und nach mehrwöchentlicher Quarantäne konnte Clausewitz nach Breslau zurückkehren, wo er am 7. November eintraf. Hier erwartete ihn die treue Gattin, die sich in den letzten Monaten sehr um ihn gesorgt und gebangt hatte. Wiederholt hatte sie ihn gebeten, er möge ihr gestatten, nach Posen zu kommen, damit sie ihn pflegen könne, wenn er etwa auch an der Cholera erkrankte; er hatte es ihr abgeschlagen, weil ihre Anwesenheit nicht in die Verhältnisse des halb feldmäßigen Lebens im Hauptquartier passe, und weil er sie unmöglich ohne zwingenden Grund der Gefahr aussetzen könne, die sie für ihn fürchtete.

Seine Briefe aus jener Zeit sind besonders schöne Denkmäler dieses Lebensbundes.

Jetzt waren sie eine Woche glücklich in der Wiedervereinigung, als ihn die Krankheit erreichte, die ihn an viel gefährdeterem Platze verschont hatte. Am 16. November 1831 ist auch Clausewitz an der Cholera gestorben.

— — — — — — — — — — — —

Frau v. Clausewitz wurde aufs neue an den Hof berufen. Der zweite Sohn des Königs, Prinz Wilhelm, vertraute ihr die Pflege seines im Oktober 1831 geborenen Prinzen an, und sie wurde Oberhofmeisterin der Prinzessin. Im Marmorpalais bei Potsdam hat sie 1832 die Vorrede zu dem Hauptwerk ihres heimgegangenen Seelenfreundes geschrieben, und darin am Schluß die Hoffnung ausgesprochen, daß der kleine Prinz dereinst das Buch lesen und durch dasselbe zu Taten begeistert werden möge, ähnlich denen seiner glorreichen Ahnen. Es mutet uns an wie eine Prophezeiung, denn es war „unser Fritz", der strahlende Held und Feldherr aus der Zeit unserer glorreichen Kämpfe um die Gründung des neuen Deutschen Reichs, den sie damals auf ihren Armen halten durfte.

Sie hat nur noch wenige Jahre in der ehrenvollen Stellung gewirkt und ist durch ein Nervenfieber im Beginn des Jahres 1836 dahingerafft worden. Sie ruht an der Seite ihres Gemahls auf dem alten Militärkirchhofe zu Breslau, wo jetzt sein Denkmal errichtet wird.

## VII. Das Werk „vom Kriege".

Wir haben bereits an früherer Stelle gesehen, daß die kriegsgeschichtlichen Forschungen von Clausewitz im allgemeinen bis in das letzte Drittel des sechzehnten Jahrhunderts zurückreichen, und wir können annehmen, daß

er auch alle kriegstheoretischen Schriftsteller des ganzen Zeitraumes kennen gelernt hat, dessen Kriege er studierte. Vollständig sicher ist dies für Puiségur, Feuquières, Lloyd, Bülow, Jomini und Erzherzog Karl, in hohem Grade wahrscheinlich für Montecuccoli, den Chevalier Folard, für den Marschall von Sachsen und Guibert. Friedrichs des Großen Generalprinzipien vom Kriege werden ihm durch seine Verwendung als Adjutant und im Generalstabe bekannt geworden sein, da sie bis 1806 als geheime Instruktion für die höheren Truppenführer galten.

Aus der Reihe der vorher genannten Schriftsteller sind Bülow und Erzherzog Karl auf der einen Seite, Jomini auf der anderen besonders hervorzuheben.

Die beiden ersten fassen die überlieferte Kriegskunst der alten Monarchie nach zwei verschiedenen Hauptrichtungen zusammen. Bülow erhebt die Scheu vor der blutigen Waffenentscheidung zum wohlerwogenen höchsten Gesetz, erklärt jede Schlacht für die Folge eines Fehlers, ja für „das Hilfsmittel der Verzweiflungsvollen", Sieg und Niederlage aber für ziemlich gleichgültige Erscheinungen, weil das strategische Manöver gegen die Verpflegungsstraßen (Subsistenzlinien) im Rücken des Gegners alles entscheide. Er betrachtet den Kriegsschauplatz als ein Dreieck, dessen Basis durch das für Verpflegung, Munitionsersatz und Heeresergänzung verfügbare eigene Gebiet gebildet wird, als dessen Seiten sich die äußersten überhaupt möglichen Marschlinien des eigenen Heeres darstellen, während das Operationsziel an der Spitze liegt; und er macht die Größe des Winkels an der Spitze zum Maßstab für die gute oder schlechte Anlage des Krieges. Von der Möglichkeit, die eigenen Zufuhrlinien ständig zu decken, die feindlichen wirksam zu bedrohen, hänge der Ausgang des Krieges ab.

Erzherzog Karl wird von der Vorliebe des 17. und 18. Jahrhunderts für starke Defensivpositionen zu einem System der „Schlüsselstellungen" geführt, die das Land

beherrschen und decken. Seine Ausführungen wollen beweisen, daß der Besitz richtig gewählter „strategischer Punkte“ schlechthin alles entscheide, und darum spielt auch das Gefecht in seinem System keine wesentliche Rolle. Wohl aber stellt der Erzherzog einen Grundsatz auf, der die blutige Waffenentscheidung im höchsten Grade zu lähmen geeignen ist, den Grundsatz nämlich, daß die Reserve niemals eingesetzt werden dürfe, wenn ein ungünstiger Ausgang möglich erscheint, daß sie vielmehr in der Regel für die Deckung des allenfallsigen Rückzugs aufzusparen sei, um die gänzliche Zersprengung und Aufreibung der Armee zu verhindern.

Jomini ist im Gegensatz zu diesen beiden Vertretern der Vergangenheit der erste Lehrer der neuen Kriegskunst, die mit der französischen Revolution und Bonaparte in die Erscheinung trat. Er will von der mattherzigen Kunst der Bedrohungen und des Manövers nichts mehr wissen und setzt die brutale Gewalt des Sieges in der Feldschlacht wieder an die Stelle, die ihr gebührt. Die Zertrümmerung des feindlichen Heeres in Schlacht und Verfolgung ist der Kernpunkt seiner Lehre, und wenn auch er dem eigenen Heere die Richtung auf die feindliche Verbindung geben will, so geschieht es doch nicht mehr um der Bedrohung oder Verhinderung der feindlichen Verpflegungsmaßnahmen willen, sondern um dem Gegner den Rückzug zu verlegen und ihn um so vollständiger zu vernichten. Jomini verlangt ferner, daß das eigene Heer in tunlichst enger Versammlung auf einen Punkt der gegnerischen Entwicklung angesetzt werde, um durch den Stoß der Masse zu wirken. Steht oder bewegt sich der Feind in angemessener Versammlung, so soll die eigene Masse so geführt werden, daß sie dem Feinde den Rückzug abschneidet, zugleich aber die eigene Verbindung grade hinter sich behält — welche letztere Bedingung freilich nicht eigentlich von dem Willen des Kriegführenden, sondern von der Gunst der geographischen Verhältnisse

abhängt. Ist die feindliche Front eine sehr ausgedehnte, so empfiehlt es sich nach Jomini, zunächst diese Frontlinie zu durchbrechen und dann die getrennten Teile des Gegners einzeln zu schlagen (Operation auf innerer Linie).

Man erkennt ohne weiteres, daß diese Regel aus der Verfahrungsweise Napoleons abstrahiert ist, und sie hätte bei recht verständiger Behandlung immerhin einen großen Wert haben können. Jomini schadete aber seiner Sache in hohem Grade durch die mathematische Einkleidung, zu der er nach dem Vorgange Bülows ebenfalls griff. Er begnügte sich nicht, die Unterscheidung von inneren und äußeren Operationslinien aufzustellen, sondern schuf ein ganzes „System der Operationslinien" mit zahlreichen, zumeist recht unklaren, technischen Ausdrücken, und er legt damit gleichfalls den geometrischen Verhältnissen eine Bedeutung bei, die ihnen im Kriege nicht zukommt.

Nach der Überzeugung unseres Clausewitz war „jede Methode unbedingt verwerflich, durch welche Kriegs- oder Feldzugspläne bestimmt und wie von einer Maschine fertig geliefert werden sollen", und darum waren diese verschiedenen Versuche einer Kriegstheorie gleichmäßig unbrauchbar. „Sie streben" — so sagt er — „nach bestimmten Größen, während im Kriege alles unbestimmt ist und der Kalkul mit lauter veränderlichen Größen gemacht werden muß. Sie richten die Betrachtung nur auf das Materielle, während der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist. Sie betrachten nur die einseitige Tätigkeit, während der Krieg eine beständige Wirkung der gegenseitigen ist." Und mit Bezug auf die landläufige Redensart, daß die Regeln auch nur für die Masse der gewöhnlichen Menschen bestimmt seien, daß das Genie sich über die Regel erheben könne, fährt er fort: „Wehe dem Krieger, der zwischen diesem Betteltum von Regeln herumkriechen

sollte, die für das Genie zu schlecht sind, über die es sich vornehm hinwegsetzen, über die es sich auch allenfalls lustig machen kann! Was das Genie tut, muß gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts besseres tun als zu zeigen, wie und warum es so ist."

Aus dieser Anschauung ist das Bestreben unseres Kriegsphilosophen erwachsen, in seinem Werke vor allem das Wirken der geistigen und moralischen Kräfte zu zeigen und darum ist das Buch zu einer wahren Psychologie des Krieges geworden. Der Raum gestattet nicht, hier eine längere Reihe von Aussprüchen wiederzugeben, um damit zugleich die Menschenkenntnis und Kriegserfahrung wie die logische Klarheit von Clausewitz zu beweisen. Es muß genügen, wenn auf einige Abhandlungen aufmerksam gemacht wird, die durch Inhalt und Form einen immer gleichbleibenden Wert behalten. Dahin gehören die Kapitel über den kriegerischen Genius, über die kriegerische Tugend des Heeres, über Kühnheit und Beharrlichkeit; ferner über Gefahr und körperliche Anstrengung im Kriege, über Nachrichten und über Friktion, über die Überlegenheit der Zahl, Überraschung, List; endlich die Kapitel über den Stillstand im kriegerischen Akt und über Spannung und Ruhe. Überall zeigt der Verfasser, daß Tatkraft und Wagemut die eigentlich ausschlaggebenden Faktoren im Kriege sind, daß man entschlossen sein muß zu wagen, weil das Wagen eine Notwendigkeit ist.

Neben dieser Erziehung zum „Heroismus aus Gründen der Vernunft" geht in dem Werke eine ungemein einfache und darum überzeugende Betrachtung der Gegenstände her, welche den Krieg ausmachen.

Vor allem wird das Gefecht einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Wir erinnern uns, wie treffend Clausewitz schon in seinem Unterricht an den Kronprinzen das Wesen der damals neu aufgekommenen Taktik zu charakterisieren verstand, indem er den Gegen-

satz von Zerstörungs- und Entscheidungsakt hervorhob und auf die Wichtigkeit der Geländeausnutzung hinwies. Der jetzt in Rede stehende Abschnitt über das Gefecht enthält eine Fülle von Betrachtungen, die trotz alles Wandels der Zeiten nicht veraltet sind und nicht veralten können. Da wird gezeigt, daß jedes Gefecht im Rahmen der kriegerischen Gesamthandlung einen besonderen Zweck haben wird, daß dieser besondere Zweck aber doch immer nur nebensächlich bleiben kann im Vergleich zu dem Hauptzweck aller Gefechtstätigkeit, der Vernichtung der feindlichen Streitkraft. Eine kurze Erörterung über die Dauer der Gefechte stellt den überaus wichtigen Grundsatz fest, daß die Seitenabstände operierender Heereskörper sich nach der Möglichkeit wechselseitiger Unterstützung zu richten haben; daß sie weder zu groß sein dürfen, weil dann der eine Heerteil geschlagen sein kann, ehe er Hilfe von den Nachbarn erhält, noch auch zu klein, weil dadurch die Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Gesamtbewegung verringert wird. Das Wesen der taktischen Entscheidung tritt lebendig in die Erscheinung: die blutige und zerstörende Ausgleichung der physischen und moralischen Kräfte, der Einfluß von Gewinn und Verlust an Boden, zumal irgendeines wesentlichen Punktes auf dem Schlachtfeld, die Wirkung von Flanken- und Rückenbedrohung und der Eindruck des Zusammenschmelzens der Reserven oder des Eintreffens frischer Streitkräfte. Ausgezeichnet ist das Kapitel über die Wirkung des Sieges, besonders in seinem Nachweis, wie auf der Seite des Besiegten plötzlich alles zusammenwirkt, um ihn hinabzudrücken und zu lähmen, so daß die Niederlage zu einem wahren Nervenschlag für das ganze Heer werden kann und nur wirkliche Tüchtigkeit und echte moralische Kraft zum Widerstande befähigen. Und dann werden die strategischen Mittel zur Ausnützung des Sieges erörtert, die verschiedenen Grade der Verfolgung; endlich der Rückzug mit seinen schwierigen Aufgaben.

Das Buch von den **Streitkräften** behandelt die Art und Weise, wie ein Heer zu bilden und einzuteilen, wie es bei der Bewegung zu gliedern und zu leiten und wie es im Zustand der Ruhe aufzustellen ist. Da sich seit dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts auch auf diesem Gebiete vieles geändert hat, so kann die heutige Generalstabswissenschaft mit dem hier gebotenen Material nicht mehr auskommen. Es behält aber ein bedeutendes historisches Interesse, weil Clausewitz den Übergang aus der Lineartaktik zu der modernen Taktik selbständiger Heereskörper aus allen drei Waffen erlebt hat und die Anforderungen der letzteren hier begründet.

Das Buch von der **Verteidigung** ist das umfangreichste des Werkes, weil der Verfasser auf diesem Gebiet besonders eigenartige und neue Ansichten zu entwickeln hatte. Er charakterisiert die Verteidigung nicht durch die Abwehr, sondern durch das Abwarten des ersten Stoßes. Der Gegenstoß gehört nach seiner Lehre auch im Kriegswesen gerade so in das Wesen der Verteidigung mit hinein, wie sich auf dem Fechtboden der Nachstoß oder Nachhieb mit der Deckung zu einem Ganzen verbinden. „Selbst wenn die Absicht des Krieges bloße Erhaltung des status quo ist, so ist doch eine bloße Zurückweisung des Stoßes etwas dem Begriff des Krieges Widersprechendes, weil Kriegführung unstreitig kein bloßes Dulden ist. Hat der Verteidiger einen bedeutenden Vorteil errungen, so hat die Verteidigung das Ihre getan und er muß unter dem Schutz dieses Vorteils den Stoß zurückgeben, wenn er sich nicht gewissem Untergange aussetzen will ... **Ein schneller kräftiger Übergang zum Angriff — das blitzende Vergeltungsschwert — ist der glänzendste Punkt der Verteidigung.**"

Die strategische Verteidigung tritt also in die Erscheinung, sobald man den Gegner im eigenen Kriegstheater erwartet. Dann sind vier Widerstandsarten möglich:

„1. indem das Heer den Feind angreift, sobald er in das Kriegstheater eindringt; . . .
2. indem es eine Stellung nahe an der Grenze einnimmt und abwartet, bis der Feind zum Angriff vor derselben erscheint, um ihn dann selbst anzugreifen; . . .
3. indem das Heer in einer solchen Stellung nicht bloß den Entschluß des Feindes zur Schlacht, d. h. das Erscheinen im Angesicht unserer Stellung, sondern auch den wirklichen Angriff abwartet; . . .
4. indem das Heer seinen Widerstand in das Innere des Landes verlegt . . .“

Da die Reihenfolge zugleich die Steigerung der innewohnenden Kraft ausdrücken soll, so sei hier noch bemerkt, daß der zweite Fall vor dem ersten die bessere Auswahl des Schlachtfeldes und die höhere Kampfbereitschaft voraus hat und daß im dritten Fall das Abringen des Angreifers an der vorbereiteten Stellung und damit die Schwächung seiner Kraft hinzutreten wird, ehe der Gegenstoß des Verteidigers erfolgt. Dieser Zweck ist um so besser zu erreichen, je versteckter die Stärke einer Stellung ist und es bleibt daher auch Aufgabe der Verteidigung, in der künstlichen Verstärkung Maß zu halten, um nicht gänzlich vom Angriff abzuschrecken. Für die große Schlachtreserve hält Clausewitz — den Verhältnissen seiner Zeit entsprechend — an der Aufstellung hinter der Mitte der Gesamtfront fest, aber er stellt doch schon die bedeutsame Forderung auf, ihren Abstand so groß zu machen, daß sie eine feindliche Umgehung ihrerseits wieder in der Flanke zu fassen vermag. Als Ideal des Gegenstoßes erscheint ihm freilich — und für damalige Zeit nicht ohne guten Grund — noch das Vorgehen aus der Mitte heraus, das die Linien des Angreifers durchbricht.

Der vierte der obigen Fälle wird in seiner höchsten Potenz durch 1812 zum Ausdruck gebracht, wobei aber wohl zu beachten bleibt, daß damals der Zuwachs an

lebendigen Kräften der Verteidigung, an Neuformationen und Landwehren tatsächlich von der russischen Regierung in äußerst mangelhafter Weise vorbereitet war und daher unverhältnismäßig langsam zur Geltung kam und daß eine tüchtige Organisation noch weiterer Volkskräfte (Landsturm) vollständig fehlte.

Clausewitz untersucht im Buche von der Verteidigung ferner die Bedeutung und den Einfluß der Festungen, unangreifbarer Stellungen und verschanzter Lager, die Eigentümlichkeiten der Verteidigung von Gebirgen, Flüssen, Morästen, künstlichen Überschwemmungen, Wäldern, endlich die Begriffe der Flankenwirkung und Flankenstellung. Er schließt dieses Buch mit der Erörterung solcher Fälle, wo auf einem bestimmten Kriegstheater selbst der Angreifer eine große Entscheidung nicht sucht und wo daher der Verteidiger durchaus berechtigt ist, seine Aufgabe in erster Linie im Zeitgewinn zu finden.

Im allgemeinen denkt Clausewitz bei seiner Lehre von der Verteidigung überall an das ewig mustergültige Beispiel Friedrichs des Großen, dessen wunderbare Verbindung von rücksichtslosester Kühnheit und weiser Mäßigung ihm im Kampfe gegen drei Großmächte den Sieg verbürgte. So vieles sich auch geändert hat seit des großen Königs Tagen, sein Denken und Verhalten muß bei uns in Deutschland immer wieder studiert werden, wenn wir wirklich vorbereitet sein wollen für ähnliche Fälle.

Das Buch vom Angriff ist nach der Ansicht des Verfassers als ein Reflex der Ausführungen über die Verteidigung zu betrachten, und daraus läßt sich der Inhalt der hierfür vorhandenen „Skizzen" zum großen Teil bereits entnehmen. Die Abhandlungen über den Angriff tragen durchaus den Stempel der Napoleonischen Kriegführung, und berühren sich daher auch vielfach mit den Lehren Jominis. Auch hier wird der Operation mit einheitlicher, nach Breite und Tiefe ungefähr gleichmäßig

ausgedehnter Heeresmasse der Vorzug vor dem getrennten Vormarsch — vor äußeren Operationslinien — gegeben, und auch hier erscheint die Schlacht mit verwandter Front als das wirksamste Mittel zu entscheidendem Erfolge. Aber wenn Clausewitz damit ganz auf dem Boden seiner Zeit steht, so ist seine Anschauung doch von derjenigen Jominis wesentlich verschieden. Dieser fordert, daß man die feindliche Verbindung gewinnen solle, ohne die eigene zu gefährden, was doch, genau genommen, nur möglich ist, wenn das eigene Gebiet das feindliche umfaßt; Clausewitz spricht dagegen aus, daß „Schlachten mit umfassenden Linien oder gar verwandter Front, welche eigentlich die Folge eines vorteilhaften Verhältnisses der Verbindungslinien sein sollten, gewöhnlich die Folge von moralischer oder physischer Überlegenheit sind". Und ebenso ist der Verfasser des Werkes vom Kriege durchaus bereit, anzuerkennen, daß das Anwachsen der Heeresstärken, die Zugehörigkeit der Streitkräfte zu verschiedenen Staaten, daß Verpflegungsschwierigkeiten und Raumverhältnisse ein Operieren in getrennten Heeren auch auf demselben Kriegstheater notwendig machen können. Er vermeidet also die doktrinäre Starrheit des ersten Vertreters Napoleonischer Kriegskunst und hat dadurch seiner Lehre die Entwicklungsfähigkeit gewahrt.

Aus dem Buche vom Angriff sei nur noch der Satz herausgehoben, „daß jeder Angriff sich im Vorgehen schwächt". Es geschieht das durch die Verluste, die der Angreifer im allgemeinen nicht so schnell ersetzen kann wie der Verteidiger (was trotz der Eisenbahnen auch heute noch gilt), durch die Beobachtung, Einschließung und Belagerung von Festungen und durch die Sicherung des eroberten Gebiets. Ist das anfängliche Übergewicht des Angreifers kein sehr bedeutendes, so kann leicht der Fall eintreten, daß der Angriff auf seinem „Kulminationspunkte" ankommt, ehe der Wille des Feindes gebrochen ist.

Die Skizzen zum Buche über den „Kriegsplan“ schließen das Werk. Sie enthalten einen kurzen historischen Rückblick auf die Entwicklung des Kriegswesens vom Altertum bis zur Gegenwart. Sie gehen dann über zur näheren Bestimmung des kriegerischen Ziels je nach Maßgabe der politischen und militärischen Lage auf beiden Seiten und brechen ab bei dem Beispiele eines Angriffs auf Frankreich, der die völlige Niederwerfung dieses Reiches bezweckt.

Das ist in großen Zügen der Umfang der Betrachtung über den Krieg, die Clausewitz angestellt hat. Daß er sich bei ihr auf eine ungewöhnlich reiche und gediegene Kenntnis der Kriegsgeschichte zu stützen vermochte, ist bereits betont. Hier sei noch hinzugefügt, daß er das Wesen richtiger und nutzbringender Kritik in einer meisterhaften Untersuchung klargelegt und uns damit die Berechtigung gegeben hat, seinen kritischen Urteilen und Folgerungen eine besondere Beweiskraft zuzuerkennen.!

Trotz der entschiedenen Ablehnung aller Systeme, die Kriegs- und Feldzugspläne wie aus der Maschine fertig liefern wollen, ist es nicht die Meinung unseres Clausewitz, daß jedes bestimmtere Ergebnis der theoretischen Untersuchung völlig auszuschließen sei. „Bilden sich aus den Betrachtungen, welche die Theorie anstellt, von selbst Grundsätze und Regeln, schießt die Wahrheit von selbst in diese Kristallform zusammen, so wird die Theorie diesem Naturgesetz des Geistes nicht widerstreben, sie wird vielmehr, wo der Bogen in einem solchen Schlußstein endigt, diesen noch mehr hervorheben; aber sie tut dies nur, um dem philosophischen Gesetz des Denkens zu genügen, um den Punkt deutlich zu machen, nach welchem die Linien alle hinlaufen, nicht um daraus eine algebraische Formel für das Schlachtfeld zu machen: denn auch diese Grundsätze und Regeln sollen in dem denkenden Geiste mehr die Hauptlineamente seiner eingewohnten Be-

wegungen bestimmen, als ihm in der Ausführung den Weg gleich Meßstangen bezeichnen."

Von den Sätzen, die Clausewitz in diesem Sinne als evidente Wahrheiten angesehen hat, bilden die nachfolgenden unzweifelhaft die Grund- und Eckpfeiler seiner Gedankenwelt und sie sind in ganzem Umfang gültig nicht nur für die Gegenwart, sondern vermutlich für ewige Zeiten:

I. „Der Krieg ist nichts als die mit anderen Mitteln fortgesetzte Politik."

II. „Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Hauptprinzip des Krieges und für die ganze Seite des positiven Handelns der Hauptweg zum Ziel."

III. „Die Verteidigung ist die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere Form mit dem positiven Zweck."

IV. „Die doppelte Art des Krieges (richtiger: des Angriffskrieges) ist: a) diejenige, wo der Zweck das Niederwerfen des Gegners ist, sei es, daß man ihn politisch vernichten oder bloß wehrlos machen und also zu jedem beliebigen Frieden zwingen will, — und b) wo man bloß an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen machen will, sei es, um sie zu behalten oder um sie als nützliches Tauschmittel beim Frieden geltend zu machen."

Diese vier Grundwahrheiten müssen hier noch etwas eingehender betrachtet werden.

ad I. In dem ersten Kapitel seines Werkes, dem einzigen, welches Clausewitz für abgeschlossen angesehen hat, wird der Krieg erklärt als ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Zu diesem Zweck muß grundsätzlich die äußerste Anwendung der Gewalt als das wirksamste, daher als das beste Mittel angesehen werden. Nun ist aber der Krieg

kein isolierter Akt, er entsteht nicht urplötzlich, er erwächst vielmehr aus dem gewöhnlichen politischen Verkehr. Jeder der Gegner kennt den anderen oder glaubt ihn zu kennen; jeder macht sich ein Bild von den wahrscheinlichen Anstrengungen des andern und richtet mit oder ohne Absicht die eigenen danach ein. Der Krieg besteht auch nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer, weil es gar nicht möglich ist, alle Streitmittel gleichzeitig wirken zu lassen. Denn wenn es auch der Natur des Angriffs recht wohl entspräche, alle beweglichen Streitkräfte zu einem einzigen mächtigen Schlage zusammenzufassen, so werden doch für die Verteidigung die unbeweglichen Mittel des Kriegsschauplatzes, Festungen und Befestigungen sowie die natürlichen Hindernisse des Bodens, nur nach und nach wirksam und bei einem gut organisierten Kriegswesen wachsen ihr inzwischen auch immer neue lebendige Kräfte heran. Der Krieg ist endlich mit seinem Ergebnis niemals etwas ganz absolutes, denn Sieger und Besiegter stehen nicht allein in der Welt und der erliegende Staat sieht auch in seiner Niederlage nur ein vorübergehendes Übel, für welches in den politischen Verhältnissen späterer Zeiten noch eine Abhilfe gewonnen werden kann. „Die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens treten an die Stelle des äußersten und absoluten der Begriffe ... Aus dem Charakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners wird jeder der beiden Teile nach Wahrscheinlichkeitsgesetzen auf das Handeln des andern schließen und danach das seinige bestimmen ... Ist die ganze Betrachtung ein Wahrscheinlichkeits-Kalkül, aus bestimmten Personen und Verhältnissen hervorgehend, so muß der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv ein sehr wesentlicher Faktor in diesem Produkt werden ... So wird also der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges das Maß sein, sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden muß, als für die Anstrengungen, die erforderlich

sind ... Aber der polische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber; er muß sich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muß ... Wir sehen also erstens, daß wir uns den Krieg unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken haben; und nur mit dieser Vorstellung ist es möglich, nicht mit der sämtlichen Kriegsgeschichte in Widerspruch zu geraten; sie allein schließt das große Buch zu verständiger Einsicht auf. Zweitens zeigt uns eben diese Ansicht, wie verschieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive und der Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, sein müssen. Der erste, der großartigste, der entschiedenste Akt des Urteils nun, welchen der Staatsmann und Feldherr ausübt, ist der, daß er den Krieg, welchen er unternimmt, in dieser Beziehung richtig erkenne, ihn nicht für etwas nehme oder ihn zu etwas machen wolle, was er der Natur der Verhältnisse nach nicht sein kann. Dies ist also die erste, umfassendste aller strategischen Fragen ... Mit einem Wort, die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkt wird zur Politik, aber freilich einer Politik, die statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert ... Keiner der Hauptentwürfe, welche für einen Krieg nötig sind, kann ohne Einsicht in die politischen Verhältnisse gemacht werden, und man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vorteilhaft wirken; und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle in der verkehrten Politik zu suchen."

Wenn also Staatsmann und Feldherr nicht in der

Person des Staatslenkers vereinigt sind, der seinen Krieg selbst leitet, wenn die verschiedenen Rollen so verteilt sind, wie es die allgemeine Regel sein muß, dann haben Staatsmann und Feldherr die Pflicht, bei Lösung der höchsten Fragen der Kriegführung, wenn Politik und Strategie tatsächlich zusammenfallen, dem Kriegsherrn in voller Eintracht zur Seite zu stehen, etwaige Meinungsverschiedenheiten aber wenn irgend möglich erst unter sich auszugleichen, ehe sie die betreffende Frage zur höchsten Entscheidung bringen. Es darf keiner den anderen von der Mitwirkung ausschließen wollen, weder der Staatsmann den Feldherrn, noch der Feldherr den Staatsmann. Und darum war der große Stratege unserer Einigungskriege, den wir wegen seiner ungewöhnlichen Charakter- und Geisteseigenschaften alle so hoch verehren und lieben, doch im Irrtum, als er vor Paris die Einigungsversuche des leitenden Staatmanns zurückwies und die entstandene Streitfrage bis zum Konflikt vor dem Könige anwachsen ließ. Daß er damals aber auch sachlich im Unrecht war, das ist gerade durch die militärtechnische Untersuchung des Falles erwiesen worden, die in dem eigentlichen Streit zwischen Politik und Strategie unparteiisch ist.

ad II. Der zweite Hauptsatz, welcher die Vernichtung der feindlichen Streitkraft für das Hauptprinzip des Krieges erklärt, ist gegenwärtig so allgemein anerkannt, daß eine ausführliche Erläuterung und Begründung überflüssig erscheint. Es ist aber keineswegs undenkbar, daß das großartige Anwachsen der europäischen Festlandsheere, die gewaltige Stärke der gegenwärtigen Völker in Waffen, daß die wechselseitige Anerkennung der gegnerischen Macht und Kraft einmal wieder auf ähnliche Gedanken zurückführen könnte, wie Bülow und Erzherzog Karl sie wissenschaftlich vertreten haben und wie sie vor ihnen anderthalb Jahrhunderte lang in Europa vorherrschten. Hören wir doch jetzt ständig die

Stimmen der bedingungslosen Friedensfreunde, die den modernen Krieg als so schrecklich in seiner Zerstörungsarbeit schildern, daß der Mensch sich unter allen Umständen von ihm lossagen müsse, und es ist nicht ausgeschlossen, daß man unter dem Eindruck solcher Klagen abermals auf den Gedanken kommen könnte, nach weniger gefährlichen Mitteln des kriegerischen Erfolges zu suchen. Für solche Anwandlungen sagt Clausewitz: „Wir mögen nichts hören von Feldherrn, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht, die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weghaut."

Die Friedensfreunde um jeden Preis, die für die sittliche Bedeutung mannhaften Ringens um höchste Güter kein Verständnis haben, irren sich übrigens bekanntlich, wenn sie an ein stetiges Wachsen der Kriegsopfer glauben. Am blutigsten waren die Kämpfe mit der blanken Waffe in alten Zeiten, weil die Entscheidung nur im Handgemenge fallen konnte und hier die Ausdauer durch persönliche Kampfesleidenschaft gestärkt wurde, außerdem die Mehrzahl der Verwundeten dem Tode verfallen war. Die Einführung der Feuerwaffen hat die persönliche Kampfesleidenschaft mehr in den Hintergrund gedrängt und moralische Wirkungen geschaffen, welche die Entscheidung im Nachkampf wirksam vorbereiten und damit die Dauer dieses Kampfes abkürzen. Die Kampfverluste im ganzen wurden dadurch verringert und es wurde auch möglich, die Masse der Verwundeten am Leben zu erhalten. Die Vervollkommnung der Feuerwaffen in neuester Zeit, die Steigerung ihrer Tragweite und schlagartigen Wirkung schafft die Möglichkeit, einem Feinde, der uns kaum sieht, in ganz kurzer Frist

sehr bedeutende Verluste beizubringen und dadurch die menschliche Widerstandskraft gegen seelische Eindrücke auf die schwersten Proben zu stellen. Das vernünftige Streben nach Erfolg auf dem Schlachtfelde führt aber andererseits zu einer Veränderung der bisherigen Kampfformen und Kampfweisen, durch welche die Wirksamkeit der feindlichen Feuerwaffen wieder abgeschwächt wird. Außerdem sind die Verwundungen durch Gewehrfeuer zum großen Teil heute viel weniger gefährlich als früher und die Fürsorge für Verwundete und Kranke ist zu einer früher ungeahnten Höhe entwickelt worden, so daß die Humanität auch auf dem Gebiete des Krieges glänzende Fortschritte gemacht hat. An ihnen soll sie sich genügen lassen, das Wesen des Krieges aber nicht antasten.

ad. III. Wenn die Verteidigung nicht als Form stärker wäre als der Angriff, so hätte ihr Vorkommen überhaupt gar keine Berechtigung, und es müßte jeder Feldherr und jeder Truppenführer, der sich ihrer jemals bedient hat, als Schwächling erscheinen. Von jeher, soweit man in der Geschichte zurückblickt, ist es aber als vollberechtigt anerkannt worden, wenn der Schwächere sich in der Verteidigung geschlagen hat, um das Mißverhältnis der Kräfte auszugleichen. Wohl gibt es viele Fälle, daß die numerische Minderheit zum Angriff auszog, um die Mehrheit zu schlagen. Dann besaß sie die Überlegenheit der inneren, der geistigen und sittlichen Kraft oder die der Organisation, der Bewaffnung, der Führung, und sie hatte es mit einem Feinde zu tun, dem es an wirklicher Tüchtigkeit in offenbarer Weise fehlte. Überlegenheit in der Führungskunst und Überlegenheit auf dem Gebiete des moralischen Elements der Truppe sind sehr reale Kräfte und wiegen in der Regel schwerer als die Zahl und andere materielle Vorteile. Sie sind freilich nicht leicht zu messen, sie unterliegen auch in gewisser Beziehung einer willkürlichen Steigerung,

indem das Genie mit seinem Vertrauen zu sich selbst und mit seinem Einfluß auf andere wahre Wunder hervorzubringen vermag; aber es läßt sich darauf doch nicht die Forderung gründen, daß man eine ganz unverkennbare Überlegenheit des Feindes in der Gesamtsumme physischer und moralischer Kräfte durch bloßes Selbstvertrauen ausgleichen solle. Dafür haben wir in der Kriegsgeschichte gar zu viele Beispiele, wo das höchste Selbstvertrauen nicht vor der Niederlage geschützt hat, und wo Hohn und Spott sein Lohn war; ja, man kann sagen, daß fast alle großen Katastrophen dieses Gepräge tragen.

Taktisch liegt die Überlegenheit der verteidigenden Form in der besseren Ausnutzung der Gegend und des Bodens zum Waffengebrauch. Der Verteidiger sucht sich seine Stellung so aus, daß sie ihm Deckung gewährt und den Angreifer zum Vorschreiten über feuerbeherrschte Flächen zwingt. Er kann sich Munition in reichlichem Maße bereitstellen, und dann in Ruhe und mit vernichtender Wirkung den Feind bekämpfen, der mit zahlreichen Schwierigkeiten der Vorwärtsbewegung ringt. So kann man in der Verteidigungsstellung mit der Minderheit auch erheblicher Mehrheit andauernd widerstehen, und dadurch die Kräfte für den Gegenangriff an anderer Stelle gewinnen, der mit der Verteidigung zu verbinden ist.

Clausewitz will freilich bei der Feststellung dieses Vorteils nicht stehen bleiben. Nach seiner Ansicht soll der Verteidiger, der auf seinem ausgesuchten und vorbereiteten Schlachtfelde gut Bescheid weiß, auch durch Überraschungen und durch teilweise Umfassung dem Angreifer mehr Schaden bereiten können als umgekehrt. Das ist bei richtiger Ausbildung der Angriffstruppen nicht zutreffend, ja, die Umfassung ist durch die Vergrößerung der Schußweiten sogar ein besonders wirksames Mittel des Angriffs geworden. Der Hauptsatz aber bleibt darum doch bestehen, daß der Vorteil der Gegend und des Bodens taktisch auf die Seite der Verteidigung fällt,

und ihr ein merkliches Übergewicht über den Angriff gewährt.

Strategisch gilt der Satz in verstärktem Maße. Ströme, Gebirge, Sumpfniederungen, Waldgebiete hemmen oder erschweren die Bewegung des Angreifers, schränken hier seine Front ein, zwingen ihn dort zu unvorteilhafter Ausdehnung oder Trennung, und geben einer aktiven Verteidigung die Gelegenheit zu günstiger Waffenentscheidung. Ferner ist der Raum an sich ein Bundesgenosse der Verteidigung, weil die Ausdehnung des Kriegstheaters die Aufgabe des Angriffs erschwert. Die Festungen und Befestigungen sichern der Verteidigung den Besitz bestimmter, an sich wichtiger Örtlichkeiten, hindern dadurch die Bewegung des Angreifers sowie sein Festsetzen im Lande, und zwingen ihn zu großen und zeitraubenden Anstrengungen. In Bodenbesitz und Zeitgewinn liegt ihr entscheidender Wert.

Zu den Einrichtungen, die, an Gegend und Boden geknüpft, in erster Linie der Verteidigung zugute kommen, gehören heutzutage auch die Eisenbahnen. Sie begünstigen die rasche Verschiebung der Truppen und werden dadurch zu einem Machtfaktor ersten Ranges, von dem Clausewitz noch nichts ahnte. Sie sind außerdem vortreffliche Verbindungslinien, welche den ganzen Bedarf des Heeres an Lebensmitteln und Munition, an Waffen und Bekleidung, an Ersatzmannschaften und Pferden jederzeit leicht heranschaffen können.

Die strategische Verteidigung kann ferner in anderem Maße auf die Ausnutzung der gesamten Volkskräfte rechnen als der Angriff. Hier muß besonders betont werden, daß auch Clausewitz bei all seinem Verständnis für Landwehr und Landsturm noch nicht vermuten konnte, in welchem großartigen Umfang dieses Prinzip gegenwärtig wirksam ist. Unsere Reservetruppen übertreffen an Festigkeit des Gefüges und Ausbildung bei weitem die Landwehren der Befreiungskriege. Hinter ihnen steht

eine weitere Landwehr-Armee, die in Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung nur wenig zurückbleibt, eine Organisation, für die in der damaligen Zeit kein Äquivalent vorhanden war. An Stelle des eigentlich waffenlosen Landsturms jener Tage, für den die gradgebogene Sense oder die Pike die Regel war und bei dem das Feuergewehr nur in vereinzelten Ausnahmen vorkam, treten heute geschlossene Bataillone mit trefflichen Gewehren und reichlicher Munition. Diese Schöpfungen dritter und vierter Linie kommen beim Kampfe um den heimischen Herd nicht nur in vollem Umfange zur Wirksamkeit, sondern sie sind bei der defensiven Kriegführung auch an vielen Stellen zu durchaus guten Leistungen befähigt, während der Angreifer bei dem ihm obliegenden Bewegungskriege in Feindesland auf die Mitwirkung seiner gleichartigen Formationen verzichten muß. Man wolle sich erinnern, mit welchen Schwierigkeiten anno 1813 der Gedanke zu ringen hatte, daß die Landwehr ganz wie andere Truppen selbst außerhalb des Landes zu verwenden sei. Und dabei hatten sieben Jahre der Knechtschaft den Anteil des Volkes am Kriege bis zur höchsten Leidenschaft gesteigert.

Ein weiterer Vorzug der strategischen Verteidigung liegt darin, daß die Zeit zu ihren Gunsten rollt. „Alle Zeit, welche ungenutzt verstreicht, fällt in die Wagschale des Verteidigers. Er erntet, wo er nicht gesät hat. Jedes Unterlassen des Angriffs aus falscher Ansicht, aus Furcht, aus Trägheit, kommt dem Verteidiger zugut. Dieser Vorteil hat den preußischen Staat im siebenjährigen Kriege mehr als einmal vom Untergange errettet.“ Dieser Vorteil erklärt sich nach Clausewitz' Meinung ohne weiteres aus der Natur der Verteidigung und kommt in dem Sprichwort: Beati sunt possidentes zum Ausdruck. Das politische Weltleben hat ganz im allgemeinen eine starke Tendenz zur Erhaltung des Be-

stehenden, die der siegreich vordringenden Partei alsbald Neider und Gegner erweckt. Auf diesem Grunde fußte die Sorge Bismarcks, daß unsere Untätigkeit vor Paris, das Unterlassen des ernsten Angriffs, in gefährlicher Weise dem Feinde zugut kommen könne.

Clausewitz nimmt für die strategische Verteidigung noch zwei andere Vorteile in Anspruch, nämlich einerseits die Wirksamkeit der inneren, kürzeren Linien, welche dem Anfall von mehreren Seiten gegenüber ein großes Gegengewicht bilde, und andrerseits den Vorteil der Hinterhand.

Die Wirksamkeit der inneren Linien ist für die Zeit, in der das Werk vom Kriege verfaßt wurde, vollständig als Vorteil zuzugestehen, kann aber heutzutage nicht mehr als solcher gelten. Eine nähere Begründung würde hier zu weit führen und ist nicht erforderlich, weil die Strategie der Gegenwart in den letzten Jahren vielfach und erschöpfend behandelt worden ist.

Der Vorteil der Hinterhand soll darin bestehen, daß man die eigenen Maßnahmen um so wirksamer gestalten könne, weil sie mit Kenntnis derjenigen des Gegners getroffen werden. Diese Auffassung beruht wohl auf einer unrichtigen Abstraktion aus den Taten Friedrichs des Großen und Napoleons. Beide Heroen haben sich freilich beim Spiel in der Hinterhand niemals durch die gegnerischen Maßnahmen in Verwirrung bringen lassen, haben sich die volle Entschiedenheit des Handelns zu wahren gewußt und gewiß in manchen Fällen offenbaren Vorteil daraus gezogen, daß sie die Maßnahmen des Gegners erkannten und zur Grundlage ihrer eigenen Entschließungen machten. Aber man muß doch ein allgemeines Gesetz dieses Inhalts ablehnen. Denn Friedrich und Napoleon wurden in jenen Fällen allemal wesentlich unterstützt durch den bereis erlangten Feldherrnruf, der die Schritte des Gegners zaghaft machte. In der Regel liegt bei der Unsicherheit und Nebelhaftigkeit aller Nachrichten im Kriege — auf die gerade Clausewitz in so

meisterhafter Weise aufmerksam gemacht hat — die Sache so, daß die Hinterhand kein Vorteil, sondern ein Nachteil ist, dessen Ausgleichung erhöhte Kunst und Entschiedenheit der Führung erfordert. Die Vorhand darf es sich dagegen zum Vorteil anrechnen, daß ihre Maßnahmen den Gegner leicht verwirren und täuschen können.

Alles in allem aber bleibt für die Strategie doch in vollem Umfange der Satz bestehen: „Die Verteidigung ist die stärkere Form mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere Form mit dem positiven Zweck.“ Das kann und will selbstverständlich keine Empfehlung der Verteidigung auf Kosten des Angriffs sein. Im Gegenteil: „Ist die Verteidigung eine stärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, daß man sich ihrer nur so lange bedienen muß, als man ihrer der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen muß, sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen . . . Wer stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen, der darf den größeren Zweck wollen; wer sich den geringeren Zweck setzt, kann es nur tun, um den Vorteil der stärkeren Form zu genießen.“ Der Satz, dessen Wahrheit die Geschichte auf jeder Seite bestätigt, soll also nur ein Trost sein für denjenigen, den die Macht der Verhältnisse in die Verteidigung hinein zwingt. Er ist geeignet, dann das allgemeine Vertrauen zu stärken, wenn an Volk und Vaterland die Forderung höchster Hingebung und größter Opfer herantritt. Ist es nach Lage der Umstände nicht zu vermeiden, daß wir den Feind auf unserem Boden erwarten, dann dürfen wir uns vergegenwärtigen, daß seine Aufgabe schwerer, unsere leichter wird. In diesem gleichen Sinne hat schon der große König gesagt: „Wenn ich keine andere Absicht hätte, als nur den éclat meiner Reputation, so würde ich niemalen anders als in meinen eigenen Ländern Krieg führen, wegen aller der Vorteile, so man dabei findet.“

ad IV. Für die doppelte Art des Angriffskrieges, für den auf völlige Niederwerfung des Feindes gerichteten Angriff und für den Angriff „mit beschränktem Ziel" sind schon bei Erörterung der Clausewitzschen Kriegspläne gegen Frankreich vom Jahre 1830/31 zwei so deutliche Beispiele gegeben worden, daß jetzt nur wenig hinzuzufügen bleibt. Der auf die Niederwerfung des Feindes gerichtete Angriff will in einer Reihe von Hauptschlachten die feindlichen Streitkräfte vernichten und das feindliche Land erobern, dadurch dem Gegner jede Möglichkeit des Weiterkämpfens rauben und seinen Willen brechen. Der Angriff mit beschränktem Ziel will sich mit einigen Eroberungen an den Grenzen begnügen, die entweder selbst der Siegespreis werden oder als Faustpfand für die Erlangung eines günstigen Friedens dienen können; er bleibt sich aber gleichfalls bewußt, daß das Gefecht das wirksamste Mittel, daß die Vernichtung der feindlichen Streitkraft das Hauptprinzip im Kriege ist.

Clausewitz hat die Stärke Frankreichs so hoch geschätzt, daß er die Kräfte der im deutschen Bunde vereinigten Staaten kaum für ausreichend hielt, um es niederzuwerfen, daß er zur Erreichung dieses Zweckes das Hinzutreten von England und des Königreichs der Niederlande für notwendig ansah. Die Mitwirkung Englands schätzte er vorzugsweise wegen der Küstenbedrohung, dann aber auch wegen der wirksamen Richtung, in der das Vorgehen des englisch-niederländischen Heeres naturgemäß erfolgte. Das Auftreten russischer Streitkräfte auf französischem Boden verlangte er nicht, es genügte ihm sogar, wenn die wohlwollende Neutralität Rußlands den deutschen Großmächten gestattete, ihre Gesamtmacht gegen Frankreich zu wenden.

Man könnte meinen, daß Clausewitz durch die Ereignisse von 1870/71 widerlegt worden sei, wo Deutschland selbst ohne Österreich den Feind bezwang. Das ist aber keineswegs der Fall. Das unter Preußens Führung

stehende Deutschland war damals in seiner Heeresorganisation so rasch vorangeschritten, Frankreich war in der seinigen so auffällig zurückgeblieben, daß der erforderliche Kräfteunterschied schon auf diesem Wege erreicht war.

Seit 1871 hat Frankreich mit großartiger Willenskraft und Zähigkeit das Versäumte nachgeholt, und seine personellen und materiellen Streitmittel sind wieder zu einer Höhe gediehen, welche die Clausewitzsche Anschauung aufs neue beachtenswert macht. Freilich besitzen wir in Deutschland ein starkes Übergewicht der Seelenzahl. Aber Clausewitz hat seinerzeit eine mehr als doppelte Seelenzahl bei der Angriffskoalition für erforderlich erachtet, um einen Staat von der geschlossenen Kraft Frankreichs niederzuwerfen. Zudem besitzt Frankreich ein so großartiges System von Befestigungen, daß die völlige Überwindung mindestens eine höchst langwierige Aufgabe geworden ist. Die Hauptstadt ist durch die gewaltige Ausdehnung ihres neuen Fortgürtels vor jeder engen Einschließung gesichert worden; den Hauptheeresmassen aber soll für den Fall des Mißgeschicks der Rückzug nach Süden auferlegt werden, so daß sie den Gegner entweder von der Hauptstadt abziehen oder seinen Vormarsch dorthin in der Flanke bedrohen. Das sind durchaus richtige Gedanken, die Beachtung fordern.

Es ist hier nicht der Ort, Kriegspläne gegen Frankreich vom Standpunkte der Gegenwart zu erörtern und die Wege zu zeigen, auf denen der deutsche Angriff auch heute noch wahrhaft große und entscheidende Erfolge erringen kann. Dagegen kann uns der eben abgelaufene ostasiatische Krieg den Beweis liefern, daß die Lehre unseres Clausewitz auch heute voll und ganz zu Recht besteht.

Die japanische Kriegführung in der Mandschurei ist ein wundervolles Beispiel eines Angriffs mit beschränktem Ziel und zwar im größesten Maßstabe und mit erstaunlichem Erfolg. Von Anfang an wird der Sieg in

der Feldschlacht erstrebt und immer wieder erstrebt, so lange das Maß der beiderseitigen Kräfte — physische und moralische zusammengenommen — den Gebrauch dieses wirksamsten Mittels nur irgend gestattet. Daneben aber geht gleichzeitig das Bemühen, sich in der Hafenfestung Port Arthur ein Friedenspfand zu gewinnen, das zum Siegespreis in hohem Grade geeignet ist. Nun ist es unverkennbar, daß der Kampf um Port Arthur ein gewisses Schwergewicht am Fuße der Operationsarmee im freien Felde geworden ist, und das hat man auch ohne weiteres vorhersehen können. Es hat daher aller Wahrscheinlichkeit nach damals bei Beginn des Krieges nicht an Stimmen gefehlt, welche die russische Armee in der Mandschurei als das allein richtige und allein würdige Operationsobjekt bezeichneten und die Forderung aufstellten, daß unter Beiseitesetzung aller Nebenrücksichten nur ihre Vernichtung anzustreben sei. So habe Napoleon alle seine großen Offensiven geführt, und so müsse man auch hier handeln, sich um Port Arthur aber so wenig wie möglich kümmern.

Und was wäre voraussichtlich geschehen, wenn dieser Kriegsplan Annahme fand?

Die russische Feldarmee wäre langsam weichend längs ihrer Eisenbahn auf Charbin zurückgegangen, ihren Verstärkungen entgegen. Charbin ist vom Jalu ungefähr so weit entfernt wie Moskau vom Niemen. Wenn die Russen sich aber bei Charbin noch nicht stark genug fühlten, um die Entscheidungsschlacht zu schlagen, so konnten sie noch einmal über 100 Meilen weit längs der Eisenbahn zurückgehen, ehe sie an den ersten russischen Grenzpfahl kamen, der vom Herzen Rußlands noch 700 Meilen entfernt ist. Die Japaner konnten also bei richtigem Verhalten der Russen auf diesem Wege nichts erreichen. Dagegen mußte die Länge ihrer Verbindung, die im Vorgehen einzurichten war, ihnen große Schwierigkeiten bereiten und sie vor die Wahl stellen, entweder das

Vorrücken in zweckwidriger Weise zu verlangsamen oder schwere Verluste in Folge von Entbehrungen in den Kauf zu nehmen. Die Gefahr eines Umschlages mußte in diesem Falle rasch größer werden und allmählich die leichterrungenen Anfangserfolge in Frage stellen. Zu wirksamer Entfaltung der japanischen Überlegenheit auf dem Meere wäre es bei dieser Kriegführung wahrscheinlich gar nicht gekommen, denn die russischen Geschwader konnten ruhig in den sicheren Häfen von Port Arthur und Wladiwostok bleiben und zur Entsendung der minderwertigen Ostseeflotten lag gar keine Veranlassung vor. Früher oder später, nach schweren Verlusten an Menschen, Zeit und Geld, hätten die Japaner schließlich doch auf die Belagerung von Port Arthur zurückkommen müssen.

Der Besitz dieses mit so gewaltigen Anstrengungen eroberten Platzes bedeutet für die Japaner die Oberherrschaft über Korea und die gewaltsame Zurückdrängung des russischen Einflusses aus ganz Ostasien, d. h. wahrhaft große Erfolge, die im Laufe der Zeit immer reichere Früchte tragen werden. Mehr konnte Japan wahrlich nicht erreichen. Dazu ist die Macht der Russen zu gewaltig und die sibirische Eisenbahn ein zu bedeutendes Kriegsmittel. Daß das japanische Volk seiner Unzufriedenheit mit dem Erreichten in bedauerlicher Weise Ausdruck gegeben hat, darf unser Urteil in keiner Weise beeinflussen. Die Instinkte der Massen sind nicht immer auf dem rechten Wege, und hier in diesem Falle kann die märchenhafte Entwicklung des Volkes und Reiches im Laufe weniger Lustren zur Entschuldigung dienen. Sie hat die ehrgeizige Nation über ihre Kraft getäuscht und das Urteil getrübt. Es wird auch für das japanische Volk der Augenblick kommen, wo es einsieht, daß es einer Regierung mit Undank gelohnt hat, die des höchsten Ruhmes wert ist. — —

Das unvollendet gebliebene Werk vom Kriege ist für das preußisch-deutsche Heer zu einer frischsprudelnden

Quelle der Wahrheit geworden. Ihm in erster Linie verdanken wir die klaren und einfachen Anschauungen, sowie die bewußte Selbsttätigkeit und Verantwortungsfreudigkeit der Führerschaft in unseren letzten großen Kriegen; ihm verdanken wir außerdem einen guten Teil von der Feldherrnnatur unseres leitenden Strategen. Moltke hat das Werk gründlich gekannt, seinen Gedankengang in zahlreichen Fällen schriftlich und mündlich als Beweismittel oder Erklärung herangezogen und damit deutlich gezeigt, daß er den wesentlichen Inhalt für zutreffend hielt. Wenn er selbst einige neue strategische Grundsätze aufstellt, so hat er dabei in keiner Weise die Empfindung, aus der Clausewitzschen Lehre herauszutreten. Er weist auf die Nachteile der engen Versammlung hin und fordert das Zusammenfassen der Kräfte erst für die Entscheidung, er bezeichnet es als Vorteil, so lange wie irgend möglich in der Trennung zu verharren, und erklärt es für die beste Leistung der Strategie, wenn es ihr gelingt, die Heeresmassen erst am Tage der Schlacht und auf dem Schlachtfeld von verschiedenen Seiten her zu vereinigen und gegen Front und Flanke des Feindes zu führen. Damit hat Moltke tatsächlich einen Schritt getan, den Clausewitz nach Maßgabe der Verhältnisse seinerzeit nicht tun konnte und der ihm daher durchaus fern lag. Aber Moltke konnte dabei überall an ganz bestimmte Gedanken von Clausewitz anknüpfen und konnte sie so weiterentwickeln, wie es die veränderte Technik des Verkehrswesens und der Bewaffnung sowohl erlaubte wie forderte. Und das ist auch der Grund, warum er in seiner Bescheidenheit den recht eigentlich umwälzenden Charakter seiner eigenen Sätze niemals erkannt hat.

Nun stelle man sich vor, es sei Clausewitz noch ein langes Leben beschieden gewesen und er hätte an seiner Absicht festgehalten, das Werk vom Kriege erst nach seinem Tode zu veröffentlichen; dann stehen wir vor der schwerwiegenden und schwerzulösenden Frage, ob Moltke,

auf sich selbst gestellt, auch ganz dieselben Wege gewandelt wäre, die er an der Hand von Clausewitz tatsächlich gegangen ist. Die Frage wird um so interessanter, wenn man Willisens „Theorie des großen Krieges" kennt, die acht Jahre nach dem Werke vom Kriege erschienen ist. Dieses System ist so blendend geistvoll und so gefährlich logisch, daß es selbst noch jetzt eine gewisse Gefahr für solche Köpfe birgt, die von der Theorie eine bestimmte Anweisung zum Handeln fordern, denen es gerade recht ist, wenn ihnen in wenigen kräftigen Sentenzen der Feldzugsplan „wie aus der Maschine fertig" geliefert wird. Wäre Clausewitz nicht auf dem Kampffelde erschienen, um die ganze geometrische Systemmacherei an den Pranger zu stellen, so mußte Willisen um so mehr zu hohen Ehren kommen, als er auf Jominischen Grundgedanken aufgebaut hatte. Und ohne Clausewitz wäre doch Jomini der Hauptlehrmeister von Moltke gewesen. Vielleicht hätte Moltkes Begabung ihn in diesem Falle dazu geführt, sich ganz freizumachen von der Theorie, die er vorfand, und in vertieftem Nachdenken sich selbst den Zusammenhang der Erscheinungen so klar zu legen, wie es seinem Geiste sicherlich Bedürfnis war. Es ist möglich! Aber solche Denkarbeit erfordert viel Zeit und Muße, die im militärischen Berufsleben nicht immer verfügbar ist. „Wenn ein Sachverständiger — so meint Clausewitz — sein halbes Leben darauf verwendet, einen dunklen Gegenstand überall aufzuklären, so wird er wohl weiterkommen als derjenige, welcher in kurzer Zeit damit vertraut sein will. Daß also nicht jeder von neuem aufzuräumen und sich durchzuarbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde, dazu ist die Theorie vorhanden. Sie soll den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld begleiten; so wie ein weiser Erzieher die Geistesentwicklung eines Jünglings lenkt und

erleichtert, ohne ihn darum das ganze Leben hindurch am Gängelbande zu führen."

In diesem Sinne ist Clausewitz der Erzieher Moltkes gewesen. Daß die Tat hoch über dem Gedanken steht, daß die eigentliche Schwierigkeit in der Ausführung liegt, das hat uns gerade Clausewitz gelehrt, und darum tritt diese Betrachtung dem Ruhme Moltkes nicht zu nahe.

Dem Verehrer von Clausewitz aber gewährt es eine hohe Befriedigung, daß der Geist des Mannes, der einst die Zerrissenheit und Machtlosigkeit des deutschen Gesamtvaterlandes so tief empfand, in ganz besonderem Maße mit auf dem Plane war, als die Schlachten geschlagen wurden zur Gründung des Deutschen Reichs.

## Quellenangabe.

Vorzugsweise benutzt sind außer den Schriften von Clausewitz selbst:

a) Karl Schwartz: Leben des Generals v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz geb. Gräfin v. Brühl. Berlin 1878. Ferd. Dümmler.

b) Pertz-Hans Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. Berlin 1864—1880. G. Reimer.

c) Max Lehmann: Scharnhorst. Leipzig 1886/7.

d) Max Lehmann: Knesebeck und Schön. Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege. Leipzig 1875.

e) Friedrich Meinecke: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen. Stuttgart 1896/99.

Das Kgl. Staatsarchiv, das Archiv des Kgl. Hauses, sowie die Archive des Kgl. Kriegsministeriums und des Großen Generalstabs haben dem Verfasser den Einblick in alle Schriftstücke gewährt, die von Clausewitz herrühren oder von ihm handeln.

## Bemerkungen.

1) Schwartz berichtet I, 23, daß Wilhelm v. Cl. um Stiftsstellen für seine beiden Schwestern gebeten habe. Die diesseitige Angabe beruht auf einem Immediatgesuch des Vaters von Clausewitz, dd. 22. 1. 1801 (Staatsarchiv Rep. 89 No. 10 B. 11). Der Vater spricht darin von der Bitte des Sohnes, die aber leider nachher doch nicht erfüllt worden sei.

2) Archiv des Generalstabs IV, 480.

3) Prof. Alfred Stern hat 1881 mehrere der fraglichen Arbeiten aufgefunden. Vgl. Altpreuß. Monatsschrift Bd. 19, S. 169. Über das erwähnte Buch ist nichts näheres bekannt.

4) Die im Archiv des Generalstabs vorhandenen Akten aus Blüchers Hauptquartier im Frühjahrsfeldzug sind nicht sehr vollständig und gewähren keinen näheren Einblick in die damalige Tätigkeit von Clausewitz. Im Staatsarchiv (R. 115, 1) ist ein Aufsatz von ihm vorhanden, der etwa vom 20. 4. 1813 sein muß, worin er sich gegen den Gedanken ausspricht, eine Schlacht zwischen Freiberger Mulde und Elbe anzunehmen. Man werde dann durch die Nähe der Brücke hinter der Schlachtlinie behindert und versucht sein, die Schlacht nicht völlig durchzukämpfen. Scharnhorst hat diesen Gedanken in seinen Operationsplan aus jenen Tagen aufgenommen. Vgl. Pertz, Gneisenau II, 574.

5) Das Archiv des Kriegsministeriums besitzt mehrere sehr interessante Aktenstücke, die auf diese Weise entstanden sind.

6) Archiv des Kriegsministeriums, Nachlaß Boyens. Datum Berlin 21. 3. 1819.

7) Staatsarchiv 92, Hardenberg K. 46. Schreiben vom 8. 9. 1819, französisch.

8) Schwartz II, 288. Ein ganz ähnlicher Aufsatz im Königl. Hausarchiv, Nachlaß des Prinzen August, ohne Datum, Antwort auf eine Frage des Prinzen.

9) Schwartz II, 418. Reinschrift von Clausewitz' Hand im Archiv des Kriegsministeriums, Nachlaß Witzlebens, mit Vermerk: Geschrieben im August 1830. Dabei ein Übersendungsschreiben von Gneisenau an Witzleben vom 3. 10. 1830.

10) Der Aufsatz, von dem sich zwei Abschriften im Archiv des Generalstabs befinden, ist abgedruckt als Anlage zu Moltkes militärischer Korrespondenz von 1859. Aus Schwartz II, 303, 316 u. 318 ergibt sich der Zeitpunkt der Anfertigung und der Übergabe an Witzleben. Wohin das Original von Witzleben aus gelangt ist, bleibt noch festzustellen.

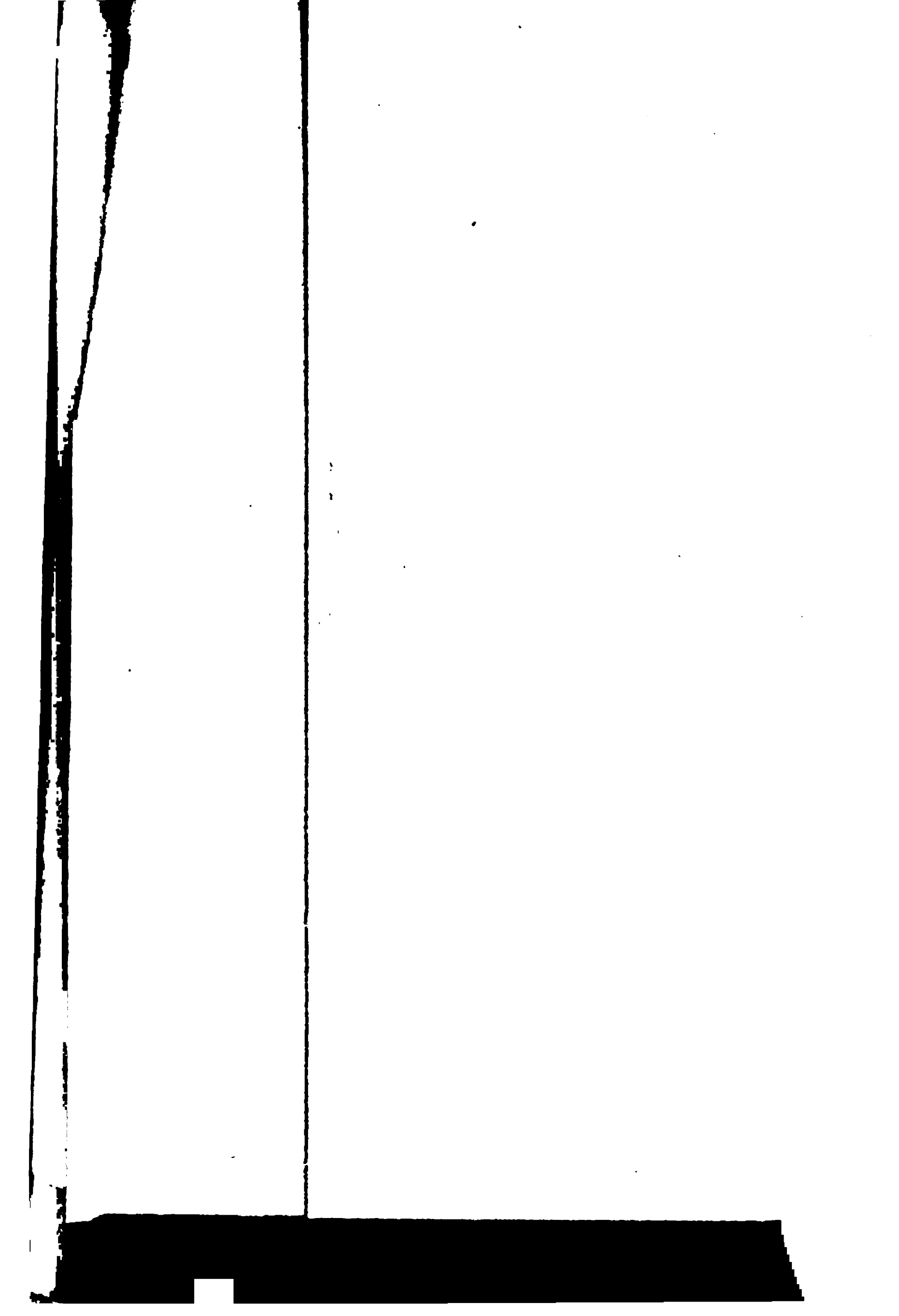
[11]) Schwartz II, 311/2. Die Denkschrift, von Clausewitz' Hand mit Vermerk: Geschrieben im Februar 1831, im Archiv des Kriegsministeriums, Nachlaß von Witzleben.

[12]) Brandt erzählt eine kleine Geschichte, die, wenn sie wahr ist, gerade in besonderem Maße die Entschlußfreudigkeit von Clausewitz beweisen würde. Danach soll Clausewitz unmittelbar nach der russischen Niederlage bei Praga, also in den ersten Tagen des April, den Feldmarschall Gneisenau wiederholt gedrängt haben, sofort über die Grenze zu gehen und den Russen zu Hilfe zu kommen, was nach Brandts Ansicht dem preußischen Oberkommandierenden für gewisse Fälle anheimgestellt war. Gneisenau aber habe sich darauf nicht eingelassen und sei mit dieser Ablehnung im Rechte geblieben.

Nun findet sich in den amtlichen Berichten des Oberkommandos und in den vertraulichen Berichten von Clausewitz an den Generalstabschef Krauseneck keinerlei Spur von einer solchen Erwägung; wohl aber hat Delbrück in der Gneisenau-Biographie V, 648 einen Entwurf von Gneisenaus Hand zu einem Schreiben an den König veröffentlicht, der in jene Tage fallen muß und in welchem, mit Rücksicht auf die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Krieges gegen Frankreich, die *sofortige* Unterstützung der Russen für nötig erklärt wird. Gneisenau schlägt darin das konzentrische Einrücken des I., V. und VI. Armeekorps, in der augenblicklichen Stärke von 51000 Mann mit 144 Geschützen, gegen Warschau vor. Das Schreiben Gneisenaus scheint auch abgegangen zu sein, denn Clausewitz schreibt am 6. April an seine Gattin: „Daß des Feldmarschalls Vorschläge über eine schnelle Teilnahme von unserer Seite vom König angenommen werden sollten, glaube ich selbst dann nicht, wenn der Krieg mit Frankreich so gut als entschieden wäre, und es ist nur das heiße Verlangen, den vor unseren Augen im Schiffbruche begriffenen Genossen zu Hilfe zu eilen, was mich einen Augenblick an die Möglichkeit eines solchen Entschlusses hat glauben lassen.“ Diese Mitteilung setzt voraus, daß die Gattin von der Sache schon etwas weiß; in dem vorhergehenden Briefe vom 1. April ist aber nicht davon die Rede, und am 31. März wird für den 3.—11. April eine Inspektionsreise nach Breslau angekündigt, an der

Clausewitz teilnehmen sollte. Da Clausewitz' Briefe vom 6. und 8. April auch aus Posen datiert sind, so ergibt sich, daß die Reise nach Breslau entweder nicht angetreten oder infolge der Nachrichten aus Polen gleich abgebrochen wurde, und daß Clausewitz mit einigen verloren gegangenen Zeilen seiner Frau die Gründe dieser Änderung mitgeteilt hat. Über den Verbleib des Gneisenauschen Schreibens — wenn es abgegangen ist — fehlt noch jede Spur.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.



Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

